

konstruktiv

Theologisches aus Bern

Beilage zum *bref* Magazin
N° 40/2016



reise
hin
weise

Theologisch bedeutsame Orte in der Schweiz

Inhalt

- 3 Schönenwerd: Zwischen Marienwallfahrt und Kulturkampf**
Adrian Suter
- 4 Männedorf: Zentrum der Heiligungsbewegung**
Gergely Csukás
- 5 Baptisterien aus dem 5. und 6. Jahrhundert
in der heutigen Schweiz**
Maria Lissek
- 6 Spuren eines vielfachen Erinnerungsträgers –
Martin von Tours und seine Kultorte**
Angela Berlis
- 7 Bern, Zentrum Paul Klee:
Ein Ort für Transzendenzerfahrungen?**
Magdalene L. Frettlöh
- 8 Endingen, Lengnau und der Friedhof am Weg:
Der «gute Ort», ein Haus für die Ewigkeit**
René Bloch
- 10 L'abbatiale de Bellelay –
échos du passé et musique d'avenir**
Lara A. Kneubühler
- 11 Himmel, Erde, West und Ost –
Die Antoniterkirche in der Berner Altstadt**
Nadja Heimlicher
- 12 Bern, Haus der Religionen:
Das Mit- und Nebeneinander gestalten**
Anna-Konstanze Schröder
- 13 Zürich: Blinde Kuh – mehr als ein Restaurant**
Christoph Sigrist
- 14 Büren: Eine bewegende Feder als Wallfahrtsziel?**
Dominik von Allmen
- 15 Gottlieben: Gefängnis des Reformators Jan Hus**
Zbynek Kindschi Garsky
- 16 Neues aus der Fakultät**
- 20 Buchpublikationen 2015 / 2016**

konstruktiv Beilage zum *bref* Magazin,
Pfungstweidstrasse 10, 8005 Zürich, Telefon 044 299 33 21.
Redaktion Katharina Heyden, Martin Sallmann,
Maria Lissek, Nadja Heimlicher, Gergely Csukás.
Bildredaktion Katharina Heyden.
Gestaltung Carmen Stark.
Produktion Reformierte Medien Zürich.
Korrektorat Ursula Klauser.
Druck Jordi AG, Aemmenmattstrasse 22, 3123 Belp.
Herausgeberin Theologische Fakultät der Universität Bern.

Editorial

Mitten in Europa gelegen, umfasst die heutige Schweiz ein Gebiet, in dem seit der Antike unterschiedliche Völker, Sprachen, Kulturen und Religionen aufeinandertreffen. Der enge kulturelle Austausch auch mit den Nachbarregionen hat an vielen Orten sichtbare Spuren hinterlassen. Auf den folgenden Seiten porträtieren Angehörige der Theologischen Fakultät Bern solche Orte von theologischer Bedeutsamkeit, die sich in der Schweiz befinden und zugleich über die Landesgrenzen hinausweisen. Wir haben bewusst nicht die ganz bekannten Orte wie Basel, St. Gallen, Einsiedeln oder Zürich gewählt. Sondern verborgene Stätten, die es noch zu entdecken gilt – sei es in ihrer blossen Existenz, sei es in ihrer historischen oder theologischen Signatur.

Die Theologische Fakultät möchte Sie mit diesem Heft zu einer weltoffenen Spurensuche vor der eigenen Haustür einladen. «Le seul véritable voyage ce ne serait pas d'aller vers d'autres paysages, mais d'avoir d'autres yeux» (Marcel Proust, *La Prisonnière*, 1923). In diesem Sinn wünschen wir Ihnen eine vergnügliche und lehrreiche Reise – zunächst durch dieses Heft und dann vielleicht zu einem der darin vorgestellten Orte.

Katharina Heyden und Martin Sallmann
Institut für Historische Theologie

PS: Und wenn Sie durch die Lektüre Lust bekommen, selbst über einen theologisch bedeutsamen Ort in der Schweiz zu schreiben, freuen wir uns über Ihre Mitwirkung an unserer neuen Webseite «theos». Nähere Informationen dazu finden Sie auf Seite 9.

Zwischen Marienwallfahrt und Kulturkampf

Adrian Suter

«War das früher mal ein Kloster?» Diese Frage stellen viele Besucherinnen und Besucher, wenn sie in den Kreuzgang der Stiftskirche St. Leodegar in Schönenwerd treten. Der Kreuzgang ist zwar im romanischen Stil mit Tonnengewölbe und Rundbogenarkaden gebaut, stammt aber in der jetzigen Form aus dem frühen 17. Jahrhundert. Obwohl ein Kloster bereits 778 urkundlich bezeugt ist, gehört der Kreuzgang nicht zu einer Klosteranlage, sondern zu einem Chorherrenstift: einer Gemeinschaft von Priestern ohne Mönchsgelübde.

Kleinod mit Geschichte

Die Stiftskirche ist die älteste noch bestehende Kirche im Kanton Solothurn, um 1040 als dreischiffige, frühromanische Basilika erbaut. Mauern und Pfeiler stehen noch heute wie damals, aber im Lauf der Jahrhunderte hat die Kirche einige Veränderungen mitgemacht: Die ursprünglichen zwei Türme waren um 1663 so beschädigt, dass sie abgetragen werden mussten. Ein neuer einzelner Westturm wurde 1676 bis 1679 vor das Kirchenportal gebaut, so dass dem Kircheneingang heute eine Vorhalle im Erdgeschoss des Turmes vorgelagert ist. Wichtige bauliche Veränderungen hat die Kirche auch innen erfahren. Die barocken Stukkaturen mit ihren verspielten Formen geben dem Raum eine Leichtigkeit, die für romanische Bauten ungewohnt ist.

Bekannt ist die Kirche auch für ihre Marienstatue, die in früheren Jahrhunderten viele Pilger anzog. Mit ihr ist eine schöne Legende verbunden: Sie sei, so wird berichtet, in Bern während der Reformation in die Aare geworfen und in Schönenwerd an Land geschwemmt worden. In Bern herrschte Bildersturm, Heiligenbilder und Statuen wurden aus den Kirchen entfernt und zum Teil zerstört. Die Chorherren stellten die aufgefundene Statue auf den Hochaltar, doch über Nacht habe sie von selbst ihren Platz gewechselt und sei auf der Empore gestanden. Man stellte sie wieder auf den Hochaltar, und wieder wanderte sie über Nacht. Beim dritten Mal sahen die Chorherren dies als Zeichen an, dass die Statue auf der Empore verehrt werden wolle.

In der Folge wurde Schönenwerd zum Marienwallfahrtsort – nicht so bedeutsam wie Einsiedeln, aber doch über die Region hin-

aus bekannt. Die Statue wurde in unterschiedliche Gewänder gekleidet, je nach Zeit des liturgischen Jahres. Die Statue steht noch heute an ihrem Ort, die Gewänder sind im Ausstellungsraum der Stiftskirche zu besichtigen. Und einmal im Jahr wird die Marienkapelle noch liturgisch verwendet: Am 15. August feiert die Gemeinde dort die Vesper mit Kräutersegnung.

Kulturkampf und Aufstieg der Industrie

Im 19. Jahrhundert wurde aus dem Marienwallfahrtsort ein bedeutender Ort des Kulturkampfes. Man sagt, dem Schuhfabrikanten Carl Franz Bally seien vor allem die vielen katholischen Feiertage ein Dorn im Auge gewesen, deswegen habe er sich zum «Pfaffenschreck» entwickelt. Er war ein durchaus mit dem Christentum verbundener Mensch, aber zugleich ein liberaler Geist, der sich keine Vorschriften machen lassen wollte, weder für sein Denken noch für sein Wirtschaften. Parallel zum Aufstieg seiner Schuhfabrikation sank die Bedeutung des Schönenwerder Stiftes: Das Schulwesen wurde verstaatlicht, den Chorherren Misswirtschaft vorgeworfen. Die Solothurner Regierung hob das Stift 1874 auf. Daraufhin übernahm die Christkatholische Kirchgemeinde die Kirche, die Stiftsgebäude und den grossen Kirchenvorplatz, das Bühl. Carl Franz Bally selbst wurde christkatholisch und ermöglichte 1889 durch grosszügige finanzielle Unterstützung eine Renovation der Stiftskirche. Seit 1888 finden in der Stiftskirche auch regelmässig reformierte Gottesdienste statt. Die römisch-katholische Kirchgemeinde war im 19. Jahrhundert zu einer gemeinsamen Nutzung nicht bereit.

Zwar läuteten die Kirchenglocken weiterhin, doch nicht mehr sie, sondern die Fabrik sirene der Firma Bally bestimmte den Rhythmus des Dorflebens. Der Industriebetrieb erlangte internationale Bedeutung, mit Niederlassungen in Buenos Aires, Montevideo und Paris. In Paris arbeitete auch Paul Gugelmann als Schuhdesigner für Bally, der im Kreuzgang der Stiftskirche aufgewachsen war und mit seinen «poetischen Maschinen» Bekanntheit als Künstler erlangte. Andert-halb Jahrhunderte lang prägte die Firma Bally das Dorf. Doch Ende des 20. Jahrhunderts wurde die Produktionsstätte in Schönenwerd geschlossen und der Firmensitz ins



Büste von Carl Franz Bally mit dem Turm der Stiftskirche. (Bild: Adrian Suter)

Tessin verlegt. Von Ballys Präsenz zeugen aber weiterhin die Stiftung Ballyana mit ihrer Sammlung Industriekultur, das Bally-Schuhmuseum und der Ballypark.

Zur Vertiefung:

- www.stiftskirche.ch
- Clauspeter Scalabrin (Hg.): Pionier und Pfaffenschreck. Die Memoiren des Carl Franz Bally, Baden 2009.
- Gottlieb Loertscher: Stiftskirche Schönenwerd SO (Schweizerische Kunstführer, 44/ 434), Bern 1988.

Dr. Adrian Suter ist Pfarrer an der Stiftskirche Schönenwerd und Oberassistent am Departement für Christkatholische Theologie.

Zentrum der Heiligungsbewegung

Gergely Csukás



Vorne das Ferien- und Tagungszentrum Bibelseheim Männedorf mit Kapelle. Im Hintergrund die Pfarrkirche Männedorf und der Zürichsee. (Bild: Bibelseheim Männedorf)

«Der Name der Dorothea Trudel von Männedorf ist ein weit über die Grenzen unsers Kantons hinaus bekannter. Man weiss in der ganzen Schweiz und in den an dieselbe angrenzenden deutschen Staaten, dass die «Heilige» in Männedorf seit einer Reihe von Jahren die verschiedenartigsten Krankheiten heilt, dass sie eine eigene «Gebetsheilanstalt» in Männedorf eingerichtet hat [...] und man weiss, dass die Trudel, ein zweiter Doctor Blumhard in Württemberg, ihre wahrhaft Wunderkuren lediglich durch Gebet und Handauflegung, höchstens noch mit Anwendung gewöhnlichen Oeles, also in ächt apostolischer Weise verrichtet.» (NZZ o.J. [wahrscheinlich 1861] aus Joris, 238)

Leben und Wirken von Dorothea Trudel (1813–1862)

Als elftes und letztes Kind ist Dorothea Trudel in einer von der Frühindustrialisierung und Pauperisierung geprägten Familie im Zürcher Oberland geboren. Grossvater und Vater werden als jähzornig, gewalttätig und alkoholkrank beschrieben, während Grossmutter und Mutter als fromme Persönlichkeiten charakterisiert werden, die durch ihre Bibelfrömmigkeit, ihr Gebet und ihre Fürsorge lebensfördernd die Familiengeschicke geprägt haben sollen – Eigenschaften, die bei Dorothea Trudel ebenso wiederkehren werden. Als Fabrikarbeiterin konnte sie keine ausgedehnte Schulbildung geniessen. Sie näherte sich in ihrem Leben immer wieder nonkonformistischen Bewegungen an, wie etwa den Herrnhutern oder den Darbyisten. Drei einschneidende Bekehrungserfahrungen führten sie in eine

gebets- und bibelzentrierte Lebensweise ein – von ihren Biografen als Heiligungserfahrung im Sinne der Heiligungsbewegung gedeutet, die von einer stufenweisen und geistgewirkten Vervollkommnung des christlichen Lebens ausging und die Vorstufe der späteren Pfingstbewegung bildete. Selbst zeitlebens an einer Rückenverkrümmung leidend, betete sie im Jahr 1852 auf das wörtliche Verständnis von Jakobus 5,14f. hin für mehrere Arbeiter der Fabrik ihres Neffen. Als danach die Kranken Heilung erfahren haben, verbreitete sich die Nachricht und immer mehr Heilsuchende pilgerten zu ihr. Auf die Nachricht von der Gründung der Heilanstalt Bad Boll durch Johann Christoph Blumhardt hin schöpfte sie als Frau den Mut, ebenfalls Kranke bei sich aufzunehmen und für sie wochen- und monatelang auf Spendenbasis durch Pflege und Gebet zu sorgen. Sie wies jeden Anspruch zurück, eine Heilerin zu sein, und führte die Heilungen auf das Wirken Gottes zurück, da sich in ihnen das Reich Gottes proleptisch offenbare. Krankheiten führte sie auf die Sünde des Menschen zurück.

Im Kreuzfeuer der Kritik

Dorothea Trudel bewegte sich als Frau in zwei Männerdomänen: Medizin und Theologie. Ärzte sahen ihre Monopolstellung auf Heilung bedroht. Ein aufsehenerregender und politisch motivierter Prozess – bei dem auch der obige Zeitungsbericht entstand – bedrohte ihr Werk, das aber dennoch verteidigt werden konnte, teils durch die ausführliche Sammlung von authentischen Zeugnissen von Heilungen prominenter Personen. Aus kirchlichen Kreisen wiederum kam die Kritik auf, dass sie als Frau Andachten für Kranke und Bedienstete hielt und dass sie als Frau das Heim leitete. Anstoss erregte sie zudem mit ihren ungewöhnlichen Methoden der körperlichen Nähe zu den «Patienten»: Sie praktizierte die Handauflegung, schliess bei den Kranken, küsste und umarmte sie regelmässig.

Ein Zentrum der Heiligungsbewegung

Samuel Zeller, der als Nachfolger Dorothea Trudels die Gebetsheilanstalt Elim konsolidierte und institutionalisierte, gab nach ihrem Tod eine erbauliche Biografie heraus, die hohe Auflagen erreichte und im französischsprachigen und insbesondere im angloamerikanischen Raum weite Verbreitung und grossen

Einfluss fand. Sowohl bei Frauenrechtlerinnen aus dem Réveil als auch bei namhaften Vertretern der nach ihrem Tod sich formierenden Heiligungs- und Heiligungsbewegung erfuhr sie breite Rezeption, die in Männedorf eine bedeutende Lebensveränderung durch Heilung von körperlichen und seelischen Gebrechen erfahren haben wie etwa Otto Stockmayer, Elias Schrenk, Arnold Bovet, bedeutende Promotoren der Heiligungs- und Temperanzbewegung. Andere Persönlichkeiten blieben Männedorf verbunden wie Carl H. Rappard (St. Chrischona), Johann Friedrich Dändliker (Diakonissenhaus Bern) oder Robert P. Smith (bedeutendster Förderer der Heiligungsbewegung). In den weiteren Jahrzehnten wurden an die drei Dutzend Gebetsheilanstalten bzw. Erholungsheime nach dem Vorbild Männedorfs im In- und Ausland gegründet.

Männedorf heute

Ein Kuratorium leitet einen Komplex an Einrichtungen, wozu neben dem Ferien- und Tagungszentrum Bibelseheim Männedorf auch ein Alters- und Pflegeheim sowie Alterswohnungen gehören. Dominiert wird das Areal durch die im Jahr 1897 errichtete Kapelle. Das Panorama sowie die friedliche Atmosphäre laden zur Ruhe und Besinnung ein. Das Erbe von Dorothea Trudel wird durch eine vom christlichen Glauben geprägte Zuwendung zu den körperlich und seelisch heilsuchenden Gästen weiterhin sicht- und spürbar.

Zur Vertiefung:

- www.bibelseheim.ch
- Stephan Holthaus: Heil – Heilung – Heiligung. Die Geschichte der deutschen Heiligungs- und Evangelisationsbewegung (1874–1909) (Kirchengeschichtliche Monographien 14), Giessen 2005.
- Elisabeth Joris: Ein Prozess als Ausgangspunkt. Zur Biografisierung der pietistischen Heilerin Dorothea Trudel, in: Ulrike Gleixner / Erika Hebeisen (Hg.), Gendering Tradition. Erinnerungskultur und Geschlecht im Pietismus, Korb 2007, 233–252.

Gergely Csukás ist Assistent am Institut für Historische Theologie.

Baptisterien aus dem 5. und 6. Jahrhundert in der heutigen Schweiz

Maria Lissek

Städte wie Jerusalem und Rom bieten wichtige Informationen über die Praxis der frühen Christenheit. Um etwas über die frühchristliche Taufpraxis zu erfahren, muss man aber nicht erst nach Italien oder in das Heilige Land reisen. Hierzu finden sich bereits vor der Haustüre wichtige Zeugnisse: Die drei heute noch erhaltenen frühchristlichen Baptisterien der Schweiz (griech. βάπτισμα «Eintauchen, Waschung, Taufe»; christliche Taufkapelle) liefern Erkenntnisse über die Taufpraxis im 5. und 6. Jahrhundert.

Links des Rheins: Bad Zurzach

An einer ehemaligen römischen Handelsstrasse befindet sich zwischen Basel und dem Bodensee der kleine Ort Bad Zurzach. Dieser diente seit dem 1. Jahrhundert als wichtiger Militärstützpunkt für den Rheinübergang. Im Jahr 401 verliessen die Truppen das Kastell. In den folgenden Jahren errichteten Christen dort eine Kirche und wenig später eine Taufanlage mit Taufbecken und angrenzenden Räumen für die Taufliturgie. Dieses Taufbecken ist 60 Zentimeter tief und weist eine quadratische Form auf. An der Westseite führen drei Stufen hinauf und zwei hinunter. Der Täufling stand also gegen Osten gewandt. Das Becken wurde im Laufe der Zeit durch Bautätigkeiten bei gleichbleibender Tiefe verkleinert.



Das Baptisterium in Bad Zurzach. Das Taufbecken im Hintergrund unter dem Dach; im Vordergrund die Grundstrukturen der Kastellkirche. (Bild: Maria Lissek)

An der Südspitze des Luganersees: Riva San Vitale

Das Johannes dem Täufer geweihte Baptisterium in Riva San Vitale ist das älteste noch erhaltene christliche Bauwerk der Schweiz. Der Ort war zunächst Teil des Bistums Como und gehörte ab 553 zu Aquileia (beides im heutigen

Norditalien gelegen), von wo sich das Christentum über das Alpenland ausbreitete. Die Anlage stammt aus dem 6. Jahrhundert und zeigt im Kern ein achteckiges Taufbecken, das von einem quadratischen Zentralbau umgeben wird, den ein quadratischer Umgang rahmt. Es handelt sich um ein Beispiel für ein Umgangs-baptisterium, dessen Anlage trotz der mittelalterlichen Veränderungen heute noch nachvollziehbar ist: Auch hier finden sich liturgische Räume, das Baptisterium und das Kirchgebäude. Zudem wurden bei Restaurierungsarbeiten Fresken (8. bis 17. Jahrhundert) mit Darstellungen aus dem Leben Jesu freigelegt.

Am Eingang zum oberen Rhonetal: Saint Maurice

Auch Saint Maurice zeichnet sich durch seine Lage an einer römischen Handelsstrasse aus: Es diente als Zollstation für die Waren von Gallien nach Italien. Zudem verbindet sich mit diesem Ort die Legende von der Thebäischen Legion. Sie berichtet, dass der Kommandant Mauritius mit weiteren Soldaten zu Beginn des 4. Jahrhunderts das Martyrium erlitten haben soll. Demnach dienten zwar christliche Soldaten dem römischen Kaiser, weigerten sich aber, gegen unschuldige Christen vorzugehen. Die Verehrung dieser Märtyrer ist seit dieser Zeit im Rahmen einer Basilika, der 515 eine Klostergründung folgte, belegt. Zudem sind die Fundamente eines Baptisteriums aus dem 6. Jahrhundert erhalten. Die Taufspendung an Märtyrer- und Pilgerorten ist frühe gängige Praxis. Zudem liegt Saint Maurice an der Via Francigena, einem Pilgerweg, der Canterbury mit Rom verband. Das Baptisterium hat ebenfalls einen quadratischen Grundriss mit einem Seitenumgang. Im Zentrum des Baptisteriums befand sich ein rundes, in den Boden eingelassenes Taufbecken aus Marmorplatten, das an der Nord- und Südseite Stufen aufweist. Dieses befindet sich heute im Kreuzgang der Abtei.

«Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker...» (Mt 28,19)

Das bis heute über alle Konfessionsgrenzen hinaus Verbindende der Christenheit ist die Taufe. Das Neue Testament legt dafür im sogenannten Taufbefehl Jesu an seine Jünger (Mt 28,16–20) mit der trinitarischen Formel den Grundstein. Doch wie, wer und wo genau getauft wurde, ist erst durch die frühchristlichen Zeugnisse bekannt. Mit Hilfe der drei



Das Taufbecken von Saint Maurice. (Bild: Maria Lissek)

Schweizer Baptisterien und textlicher Quellen können Vermutungen über die Taufpraxis angestellt werden: Zunächst verweisen die angrenzenden Räume auf Riten, die dem Taufvorgang vorausgingen. Die Täuflinge wurden in der Fastenzeit in den christlichen Glauben eingeführt. Dieser Unterweisung folgte – meist in der Osternacht – der Taufakt im Baptisterium selbst. Die Täuflinge stiegen nach einer Waschung in das Taufbecken hinab, entsagten dem Teufel, bekannten ihren Glauben, legten ihre Gewänder und damit symbolisch den «alten Menschen» ab, wurden gesalbt, dreimal untergetaucht oder mit Wasser übergossen, um dann das neue Gewand, den «neuen Menschen» in Christus, anzulegen. Hintergrund dieses Vorgehens ist die theologische Dimension der Taufe, dass die Täuflinge im Untertauchen symbolisch in Jesus Christus sterben, um durch ihn in das gegenwärtige Leben aufzu(er)stehen (Röm 6,1–11). Durch die Taufe wurden die Menschen in die christliche Gemeinschaft aufgenommen und nahmen demzufolge das erste Mal auch am Abendmahl im Kirchraum teil.

Über diesen Vorgang geben die beschriebenen Orte in der Schweiz heute noch lebhaft Auskunft und bilden somit ein wichtiges Zeugnis für die Taufpraxis im frühen Christentum.

Zur Vertiefung:

- Othmar Perler: Frühchristliche Baptisterien in der Schweiz, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 51 (1957), 81–100.

Maria Lissek ist Assistentin am Institut für Historische Theologie.

Spuren eines vielfachen Erinnerungsträgers – Martin von Tours und seine Kultorte

Angela Berlis

An vielen Orten in der Schweiz stehen Martinskirchen. Der Name sagt noch nichts über die Konfession der Gottesdienst feiernden Gemeinde. Nach der Reformation wurden etliche Martinskirchen fortgeführt. Martin von Tours war Luthers Namenspatron. Wichtiger aber war, dass Martin zum alle Konfessionen übersteigenden Urbild christlicher Nächstenliebe geworden war.

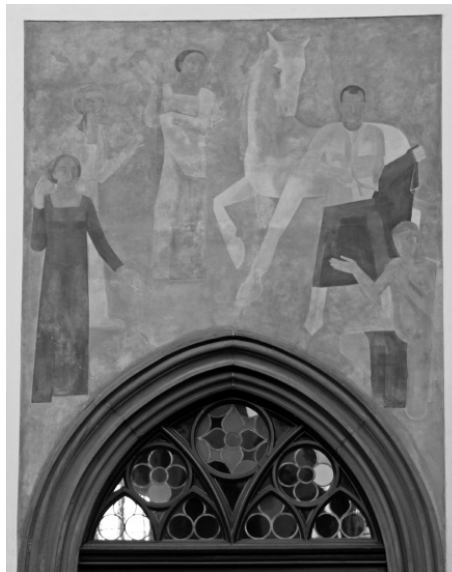
Martin von Tours

Martin von Tours wurde um 316 (oder 336) in Sabaria, dem heutigen Szombathely (Ungarn), als Kind heidnischer Eltern geboren, wuchs in Pavia auf und schlug mit 15 Jahren wie sein Vater die Militärlaufbahn ein. Der Überlieferung nach teilte er seinen Soldatenmantel mit einem Bettler in Amiens; nachts erschien ihm Christus im Traum als Bettler. Mit 18 Jahren liess Martin sich taufen, trat später aus dem römischen Heer aus und fand in Bischof Hilarius von Poitiers, einem der bedeutendsten Theologen seiner Zeit, seinen geistlichen Lehrer. 361 gründete Martin das erste Kloster Galliens in Ligugé. In Sulpicius Severus fand Martin schon zu Lebzeiten einen Biografen, der ihn als Gottesmann in radikaler Christusbefolgung, Missionar und Wundertäter typisierte und damit die Gattung christlicher Heiligenviten prägte. 371 wählte das Kirchenvolk von Tours ihn gegen seinen Willen zum Bischof – laut Sulpicius hatte er sich in einem Stall versteckt, wurde aber von Gänsen «verschnattert». Die gallischen Bischöfe lehnten den ärmlich gekleideten Asketen ab; er verkörperte ein anderes Bischofsideal als das des Reichsbischofs, der sich mit der Anerkennung des Christentums durchsetzen sollte. Martin starb am 8. November 397 in Candes, am 11. November wurde er in Tours begraben. Seine Verehrung – insbesondere als Heiler – wurde durch weitere Schriften über ihn stark gefördert, Zentrum war ab dem 5. Jahrhundert die Martinsbasilika in Tours.

Ausbreitung des Martinkults

Auch ausserhalb des Frankenreichs und Galliens wurde Martin früh verehrt. Vom 6. bis 9. Jahrhundert war Martin – als Bekenner des rechten Glaubens – Patron der Kirche San Apollinare Nuovo im damals byzantinischen Ravenna; hier findet sich die älteste erhaltene Abbildung von ihm.

Mit dem Aufstieg der Merowinger gewann die Martinsverehrung eine neue Dimension. Königin Clothilde (gest. 544) zog nach dem Tode ihres Mannes Chlodwig nach Tours, um ihr Leben im Dienst des Heiligen zu verbringen. Die merowingische Prinzessin Bertha veranlasste nach ihrer Heirat mit dem König von Kent den Bau einer Martinskirche in Canterbury. Im 7. Jahrhundert kam der geteilte weisse Mantel in den Besitz des Königshauses; die Reliquie zählte fortan zu den Reichskleinodien. Der Mantel wurde in Schlachten mitgetragen, die Soldaten sollten dadurch zum Sieg angespornt, die Feinde abgeschreckt werden. Der Martinskult breitete sich auf Gebiete aus, die – wie etwa Rätien (Graubünden) – seit dem 6. Jahrhundert untermerowingischen bzw. karolingischen Einfluss kamen. Auch der Benediktinerorden trug zur Verbreitung der Verehrung bei.



Fresko von Hans Rohner über dem Eingang zur Martinskirche in Basel. (Bild: Maria Lissek)

Wandlungen der Erinnerungspolitik

Vom wunderstätigen Mönchsbischof eines Sulpicius Severus über den rechtgläubigen Bekenner und den militarisierten Martin der Merowinger wurde Martin ab dem 12. Jahrhundert zum sozialen Heiligen und zum Sinnbild der christlichen Nächstenliebe. Die Mantelspende ist die am häufigsten dargestellte Episode eines Heiligen überhaupt. Derartige Abbildungen, meist aktualisierend in zeitgenössischem Alltagsleben dargestellt, appellierten an die Betrachtenden, Bedürftigen zu helfen und damit soziale Praxis zu verändern.

Der Mantelstoff wurde dabei selbst zum vermittelnden Akteur, zur Gabe, die zwischen gesellschaftlichem Aus- und Einschluss des Bettlers, aber auch zwischen Himmel und Erde vermittelt – vor allem, wenn der Traum Martins und der thronende Christus einbezogen werden. In jüngster Zeit rückt erneut der pazifistische Martin in den Vordergrund, während der Bettler auch für Arbeitslose, Drogensüchtige, Flüchtlinge stehen kann. Ein vielfältiges Volksbrauchtum (Martinsumzüge, Laternen, Martinsgänse...), oft gestützt auf Legenden, hält die Erinnerung an Martin auch in säkularen Gesellschaften lebendig.

Martinskirchen in der Schweiz

Viele Martinskirchen in der Schweiz gehen aufs Frühmittelalter und die Anfänge der Christianisierung zurück und lagen auf merowingisch/karolingischem Einflussgebiet. So etwa die (reformierte) Martinskirche in Basel, heute Konzertsaal, die als ältestes Gotteshaus der Stadt gilt. Oekolampad trieb von hier aus die Reformation voran; 1872 erhielt die christkatholische Bewegung dort entscheidende Impulse. 1921 wurde über dem Portal am Martinskirchplatz ein Fresko von Hans Rohner mit der Mantelspende angebracht. Im Kanton Aargau liegen die (christkatholischen) Martinskirchen von Magden und ihre Tochtergründung Rheinfelden. Martin ist Oltens Stadtpatron und im Stadtwappen zu finden; die (christkatholische) Stadtkirche und die 1908 bis 1910 erbaute (römisch-katholische) Kirche tragen sein Patrozinium. In Graubünden gibt es relativ viele Martinskirchen, die grösste ist die (reformierte) spätgotische Martinskirche in Chur. St. Martin in Zillis (reformiert) besitzt eine romanische Holzkassetendecke mit einem Bilderzyklus zu Martins Leben. Martins Spuren sind an vielen Orten zu entdecken – sie schaffen Verbindungslinien zwischen Ost und West, Arm und Reich, Gestern und Heute.

Zur Vertiefung:

- Themenschwerpunkt Martin von Tours: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 18 (1999).
- Hans Rudolf Sennhauser (Hg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet, 2 Bde., München 2003.

Dr. Angela Berlis ist Professorin für Geschichte des Altkatholizismus und Allgemeine Kirchengeschichte am Departement für Christkatholische Theologie.

Ein Ort für Transzendenzerfahrungen?

Magdalene L. Frettlöh

Wenn im Spätsommer das Getreide reif zur Ernte ist, verschwinden die drei Erhebungen des von Renzo Piano entworfenen Zentrums Paul Klee fast im wogenden Ährenfeld. Das «Monument im Fruchthland 3» schmiegt sich in die Landschaft ein, als sei es kein von Menschen gemachtes Kunstobjekt, sondern gehöre naturwüchsig zu seiner Umgebung. Wie Klee einen engen Konnex zwischen Schöpfungs- und Kunsttätigkeit gesehen hat, so gehören auch im «Fruchthland» Kunst, Natur und Agrikultur nachhaltig zusammen. Wer das ZPK besucht, sollte darum nicht nur auf den beiden Ebenen des dreiweligen Gebäudes, sondern auch in seiner Umgebung verweilen.

Wer zu nahe kommt, geht zu weit

«Komm nicht näher [...], denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden.» Mit diesen Worten wird Mose, als er sich dem Phänomen des brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbusches nähert, von Gott auf Distanz gehalten. «Gehen Sie bitte nicht so nah an die Bilder heran!» mahnt mich bei fast jedem meiner Besuche im ZPK eine der Aufsichtspersonen, wenn ich wieder einmal einem der Exponate allzu nahe gekommen bin, um Pinselftriche, Linienführung oder Farbgebung genauer zu sehen. Ob ich dieser Mahnung eher Folge leisten würde, käme sie mir vom aus nächster Nähe betrachteten Bild selbst entgegen?! Doch auch wenn ich Klees Bilder aus gehöriger Entfernung studiere, ziehen sie mich an, verwickeln mich ins Gespräch und imponieren sich meinen theologischen Texten. Aus dem Betrachten wird eine «companionship» mit ihnen, wie Mark Rothko sie sich – anstelle einer Interpretation – für seine Bilder gewünscht hat. So ist mir etwa Klees «Engel, noch tastend» (1939) zur hermeneutischen Schlüsselfigur meiner eschatologischen Tastveruche als Dogmatikerin geworden.

Das ZPK – ein theologisch relevanter Ort?

Mit rund 4000 Exponaten beherbergt das ZPK die weltweit bedeutendste Sammlung von Klee-Werken und gibt so auch jener Themenvielfalt des Künstlers eine Schweizer Heimat, die sich seit 1912 in internationalen Ausstellungen dokumentierte. Inwiefern kann dieser Ort auch von theologischem Interesse sein? Gewiss nicht in dem Sinne, dass hier, wie Paul Klee lange – auch aufgrund von Selbststilisierungen – verklärt und überhöht worden ist, ein Gott residiert und sein Universum präsentiert. Spätestens mit dem 100. Geburtstag des Künstlers ist diese unkritische kultische Verehrung Klees einer wis-



Das von Renzo Piano entworfene «Monument im Fruchthland 3». (Bild: Gergely Csukás)

senschaftlichen Aufarbeitung von Leben und Werk gewichen, der sich auch die Stiftung Zentrum Paul Klee verschrieben hat. Dadurch wird erstmals eine sachgemässe kunsthistorische Erforschung des seit Beginn der 1920er Jahre in der Kunstwelt hochgeachteten Werks des Lehrers am Bauhaus in Weimar und Dessau möglich. So ist das ZPK ebenso sehr ein Archivierungs- und Dokumentationsort wie eine Forschungs- und Lernstätte – eine sehr kinderfreundliche noch dazu und einladend für Menschen mit Handicap.

Ein theologisch relevanter Ort ist das ZPK nicht nur deshalb, weil sich in manche Bilder Klees unübersehbar religiöse und biblische Motive eingezeichnet haben. Vielmehr noch lädt der Blickwechsel mit Werken Klees dazu ein, das Leben – wie der «Angelus novus» (1920) – in seiner radikalen Gefährdung und zugleich – wie etwa die lichten Landschaftsaquarelle – in seiner prallen, farbenfrohen Schönheit wahrzunehmen und nicht schon einen kleinen Ausschnitt für das Ganze zu halten. Sich mitnehmen und weiterführen lassen – über die eigenen Erfahrungen und das, was der Fall ist, hinaus...

Zeuge der Verwundbarkeit und der Schönheit des Lebens

«Diesseitig bin ich gar nicht fassbar, denn ich wohne gerade so gut bei den Toten wie bei den Ungeborenen, etwas näher dem Herzen der Schöpfung, aber noch lange nicht nahe genug», hat Paul Klee von sich gesagt und war doch zugleich ein hellwacher Zeitgenosse, der geradezu seismografisch-prophetisch die Zeichen der Zeit gedeutet und die politischen Ereignisse wie sein davon in Mitleidenschaft gezogenes Leben in seiner Kunst bearbeitet hat. Eindrückliche Beispiele dafür sind die Bilder «Die Zeit» (1933) – eine Zeitanzeige angesichts der nationalsozia-

listischen Machtübernahme, «von der Liste gestrichen» (1933), womit Klee die Verfemung seiner Werke als «entartete Kunst» aufgreift, oder «Das Tor zur Tiefe» (1936) mit jener schwarzen Mitte der geahnten Todesnähe.

Selbst die Engelbilder, die zu den bekanntesten und theologisch am häufigsten rezipierten Motiven Klees gehören, zeigen weniger die traditionellen Boten zwischen Himmel und Erde als vielmehr menschliche, oft auch kindliche, in Wandlungen begriffene Begleiterinnen des Lebens, die in ihrer eigenen Verletzlichkeit und Ambivalenz für Klee besonders in den letzten Lebensjahren zu Weggefährten wurden: «Bei den Engeln ist alles wie bei uns, nur englisch.»

Und noch die Machart seiner lichtempfindlichen Bilder hat Anteil an dieser Fragilität. Darum sind nicht nur aus Platzgründen jeweils 120 bis 150 von ihnen in halbjährlichen thematischen Ausstellungen zu sehen, während die übrigen unseren Blicken verborgen bleiben und nur so ihre Schönheit bewahren: Offenbarung und Entzug zugleich. Ein antitotalitäres Ausstellungskonzept.

So gibt es bei jedem Besuch im ZPK Fremdes zu entdecken, und ich lese je aufs Neue Klees Bilder als (s)eine Liebeserklärung an das bedrohte Leben der Menschen, der Flora und Fauna, das gerade in seiner Verletzlichkeit über sich hinausweist. Es ist ebendiese transzendierende Fragilität, die das ZPK zu einem nicht nur kunsthistorisch, sondern auch theologisch bedeutsamen Ort macht.

Zur Vertiefung:

www.zpk.org

Dr. Magdalene L. Frettlöh ist Professorin für Systematische Theologie (Dogmatik & Religionsphilosophie).

Der «gute Ort», ein Haus für die Ewigkeit

René Bloch

«Endingen und Lengnau sind zwey ansehnliche Dörfer im Bader-Gebiet, in deren einem jeden sich Juden unter dem Schuz der Hohen Landes-Obrigkeit aufhalten, da sonst in der ganzen Schweiz keine Juden mehr wohnen dürfen. Diese zwey Dörfer allein sind dermalen das Asylum der Juden in unseren Helvetischen Landen.» Als Johann Caspar Ulrich, reformierter Pfarrer am Zürcher Fraumünster und Autor der «Sammlung jüdischer Geschichten», im Jahr 1768 Endingen und Lengnau so verortete, gab es schon seit einigen Jahren eine jüdische Baukultur in bzw. zwischen den beiden Dörfern: zum einen die Synagoge von Lengnau (1750 eingeweiht) und jene von Endingen (1764 errichtet), zum andern, auf halbem Weg, den jüdischen Friedhof (1750 erworben). Zuvor mussten die Juden ihre Verstorbenen auf dem sogenannten Judenäule, einer damals nicht leicht erreichbaren Rheininsel bei Koblenz, begraben.



Die Synagoge von Endingen, mit Uhr und Glocken.
(Bild: Eva Tyrell)

Jüdische Präsenz

Juden sind im Surbtal seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts belegt. Die beiden Dörfer gehörten zur Grafschaft Baden, die den Juden zeitlich befristete Schutz- und Schirmbriefe

ausstellte. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts durften sich Juden in der Schweiz nur in Endingen und Lengnau dauernd niederlassen. Die vollkommene bürgerliche Gleichberechtigung in der Schweiz wurde den Juden vom Bund erst 1874 (1879 im Kanton Aargau) und nur auf Druck aus dem Ausland zugestanden. Die Geschichte des Schweizer Judentums ist seit dem Mittelalter geprägt von Abhängigkeiten von der christlichen Mehrheitsgesellschaft. Diese Machtverhältnisse spiegeln sich auch in Ulrichs «Geschichte des Schweizer Judentums» wider: Zwar ist er den Juden Endingens und Lengnaus dankbar, dass sie ihm bei seinen Forschungen behilflich waren, und Ulrichs Interesse gerade an Endingen und Lengnau ist gross, aber sein Bild vom Judentum ist gleichzeitig dasjenige, das von klerikaler Seite noch lange vorherrschen sollte: «In welcher Rabbinischer Gefängnis die armen Juden, wie in einem tiefen finsternen Kerker, verderben», schreibt Ulrich mit Bedauern.

Die Synagogen

Nur dank Ulrichs Beschreibungen können wir die ursprünglichen Bauten der beiden Synagogen von Endingen und Lengnau einigermaßen rekonstruieren. Die heute noch zu besichtigenden, prächtigen Synagogen gehen auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück (1847 Lengnau; 1852 Endingen). Es handelt sich um in mancherlei Hinsicht aussergewöhnliche Bauten: Die Synagoge in Endingen, wo bis heute keine Kirche steht, hat eine Uhr mit Glockenschlag. Zwar befindet sich die Synagoge im etwas versteckten «Hinterstiege» (anders als in Lengnau, wo die Synagoge auf dem Dorfplatz steht), aber nur sie gibt im Dorf die Zeit an.

Der Friedhof

Vom Friedhof ist in Ulrichs Werk ein Stich mit noch wenigen Gräbern abgedruckt. Die Merkmale des Friedhofs sind jene, die auch noch dem heutigen Besucher auffallen: Es gibt einen eigenen Eingang für die beiden Dörfer. Frauen und Männer sowie Kinder sind getrennt begraben. Die Gräber sind seltsamerweise von Norden nach Süden ausgerichtet (statt der zu erwartenden Ausrichtung gegen Osten, nach Jerusalem hin). Es gibt keinerlei Grabschmuck. Die Endinger und Lengnauer Juden nannten den Friedhof in ihrer Surbtaler jiddischen Aussprache «beis oulem» (von hebräisch בית עולם, «Haus der Ewigkeit») oder aber schlicht den «guten Ort». Schlichtheit spricht auch aus den meisten Grabschriften. Ob auf Hebräisch, wie in den älteren Grabsteinen, oder später auf

Deutsch: Aus der Sprache, den Eulogien und vereinzelt auch den Berufsangaben ergibt sich das Bild eines einfachen Landjudentums. Nur die höheren Grabstelen der Surbtaler Rabbiner mit ihren langen Inschriften fallen etwas aus der Reihe. Dass grosse Namen wie Meyer Guggenheim, der in Lengnau zur Welt kam und dessen Sohn Solomon hinter dem New Yorker Guggenheim-Museum steht, oder William Wyler, Bürger von Endingen und Regisseur des gewaltigen «Ben Hur», mit dem jüdischen Surbtal verbunden sind, klingt wie aus einer anderen Welt.

Über dem ältesten jüdischen Friedhof der Schweiz liegt eine Aura der Ewigkeit: Seit über einem Vierteljahrtausend werden hier Jüdinnen und Juden begraben, und der Friedhof ist weiterhin in Betrieb. Jüdische Gräber dürfen nicht aufgehoben, die Ruhe der Verstorbenen darf nicht gestört werden. Auf dem Surbtaler Friedhof sind die ältesten Gräber längst mit der Natur verwachsen.



Grabsteine auf dem Friedhof zwischen Endingen und Lengnau. (Bild: Eva Tyrell)

Wer heute auf den Spuren des Surbtaler Judentums gehen möchte, kann dies auf dem gut ausgeschilderten Jüdischen Kulturweg Endingen-Lengnau tun. Die beiden Synagogen und der Friedhof können nur nach Anmeldung besichtigt werden. Die Geschäftsstelle «Jüdischer Kulturweg Endingen Lengnau» bietet regelmässig Führungen an. Die beiden Dörfer sind knapp vier Kilometer voneinander entfernt und zu Fuss angenehm erreichbar.

Zur Vertiefung:

- www.juedischerkulturweg.ch
- Verein für die Erhaltung der Synagogen und des Friedhofs Endingen-Lengnau: Judenfriedhof Endingen-Lengnau, 4 Bde., Baden 1993–1998.
- Edith Hunziker/Ralph Weingarten, Die Synagogen von Lengnau und Endingen und der jüdische Friedhof, Kanton Aargau, Bern 2005.

Dr. René Bloch ist Professor für Judaistik.



Der jüdische Friedhof Endingen-Lengnau. Stich von Johann Balthasar Bullinger nach Johann Rudolf Holzhalb. Aus: Johann Caspar Ulrich, Sammlung Jüdischer Geschichten: welche sich mit diesem Volk in dem XIII. und folgenden Jahrhunderten bis auf 1760 in der Schweiz von Zeit zu Zeit zugetragen: Zur Beleuchtung der allgemeinen Historie dieser Nation herausgegeben, Basel 1768, S. 299. (<http://www.e-rara.ch/doi/10.3931/e-rara-10058>)

Mehr entdecken?!

Wenn Sie selbst einen Text zur historisch-theologischen Bedeutsamkeit eines Ortes in der Schweiz publizieren möchten, laden wir Sie herzlich ein, sich an unserer Webseite **«THEologisch bedeutsame Orte in der Schweiz»** (www.theos.unibe.ch) zu beteiligen.

Vorgaben:

- maximal 5000–6000 Zeichen, maximal 3 Bilder mit eigenen Bildrechten und Bildlegenden
 - 1–3 Literaturhinweise zur Vertiefung
- Beitrag in deutscher, französischer, italienischer oder rätscher Sprache

Bitte gehen Sie im Text auf folgende Aspekte ein:

- Was ist heute zu sehen?
- Welche Geschichte und Geschichten ranken sich um den Ort?
- Worin besteht die theologische oder historische Bedeutsamkeit des Ortes?

Senden Sie Ihren Text bitte an: theos@theol.unibe.ch

Die Beiträge werden von Mitgliedern des Instituts für Historische Theologie begutachtet und auf unserer Webseite publiziert.

L'abbatiale de Bellelay – échos du passé et musique d'avenir

Lara A. Kneubühler

On raconte qu'en 1136 le prévôt du chapitre de Moutier-Grandval, perdu au milieu des bois après avoir poursuivi une laie, fit vœu d'ériger une chapelle à l'endroit où l'animal avait été tué, s'il venait à être secouru. Il le fut en effet et fonda «belle-laie». N'en déplaise aux romantiques, il semblerait que l'étymologie de «Bellelay» repose plutôt sur l'expression du bas latin «bella lagia», belle forêt.



Intérieur de l'abbatiale lors de l'exposition «mise en abîme» de Romain Crelier en 2013. (Bild: Philippe Kneubühler)

Petit aperçu historique

De manière générale, nous ne pouvons rien dire d'historiquement fondé sur les tout débuts de l'abbaye. Sa première mention date de 1142, dans une bulle du pape Innocent II qui confirme ses possessions. L'ordre qui a vécu à Bellelay jusqu'à la fin de ses activités religieuses est celui des Prémontrés.

L'histoire de Bellelay étant très riche et mouvementée, les quelques éléments cités ne sont qu'un survol de celle-ci. Pendant longtemps, jusqu'à la fin du 17^{ème} siècle, bien que possédant des terres dans tout le Jura bernois, l'abbaye reste modeste, ses habitants allant de 7 à 15 chanoines. Malgré cela, Henri Ner, abbé du 14^{ème}, obtient même l'autorisation de porter l'anneau, la mitre et la crosse, donnant ainsi à l'abbatiale un rang équivalent à celui d'une

église épiscopale. Le 18^{ème} siècle est «l'âge d'or» de Bellelay. La renommée de l'abbaye était internationale, notamment grâce à son pensionnat. Les bâtiments actuels, de style baroque et conçus par l'architecte autrichien Franz Beer, datent également de cette époque. Cet âge d'or est brutalement interrompu par l'invasion des troupes françaises qui ferment le monastère, en 1797. Les derniers prémontrés quittent Bellelay une année plus tard. Suite à leur départ, l'abbaye est abandonnée et utilisée à divers fins, avant d'être rachetée par le canton de Berne en 1891, pour en faire un hôpital psychiatrique qui existe toujours. L'abbatiale, ne servant pas, tombe en ruine avant d'être finalement rénovée dans les années 1950.

En 2014, l'abbatiale fête son tricentenaire. Le comité de pilotage du tricentenaire n'a pas ménagé ses efforts pour le célébrer dignement: toute une année durant concerts, ateliers, visites et animations se sont succédés. Le week-end du 18 au 19 octobre, les communautés catholiques, réformées et anabaptistes des cantons de Berne, du Jura et de Neuchâtel ont été rejointes par 5 chanoines Prémontrés de l'abbaye de Mondaye (Normandie, France), dont l'abbé. Ce dernier a également célébré la messe de clôture.

L'abbatiale aujourd'hui

Depuis 1982, l'abbatiale est administrée par la «Fondation de l'abbatiale de Bellelay». Celle-ci a pour but «de mettre en valeur le site historique de l'abbatiale de Bellelay», comme elle l'écrit sur son site internet (voir plus bas). Cette mise en valeur se fait à travers les expositions d'art contemporain qui sont organisées dans l'abbatiale, au rythme d'une par année, et à travers des concerts.

Le dit «grand orgue» fut perdu pendant 200 ans, c'est-à-dire démantelé et en grande partie dispersé. Après de longues et laborieuses recherches, il a été reconstruit et finalement inauguré en 2009. Depuis le tricentenaire, la crypte de l'abbatiale abrite une exposition sur l'histoire du lieu.

A proximité de l'abbatiale, il y a possibilité de visiter la «Maison de la Tête de Moine» qui honore le fameux fromage, qu'elle produit également. Juste derrière se trouve aujourd'hui un centre équestre. A deux pas de là, l'hôtel de l'ours, qui faisait jadis parti de l'abbaye et qui avait pour but d'accueillir les voyageurs et pèlerins, offre le gîte et le couvert.

Le rayonnement de l'abbatiale

De nos jours, l'abbatiale connaît un succès plutôt régional. Avec le départ des Prémontrés au 18^{ème} siècle, son rayonnement semble avoir quasiment disparu. Le tricentenaire ayant été une occasion de lancer une offensive de charme, de nouveaux efforts ont toutefois été entrepris pour essayer d'attirer les touristes et promeneurs sur le site de Bellelay: l'offre culturelle s'étoffe, les différents sites collaborent et les infrastructures sont remises à neuf.

En plus de son influence régionale, l'abbatiale fait tout de même référence à son ancien rayonnement international. L'architecture, de Franz Beer, s'inscrit dans le contexte architectural de l'Allemagne du Sud. En effet, avant de reconstruire presque entièrement Bellelay, Franz Beer se fait une renommée dans tout l'espace germanophone en participant à la construction de plusieurs autres abbayes. Bellelay re-présente en quelque sorte son apothéose artistique. La visite de chanoines Prémontrés lors du tricentenaire a symboliquement renforcé le lien entre l'abbatiale et ses origines religieuses, qui viennent plutôt de la Normandie.

Pour conclure, nous pouvons dire que, s'étant enracinée dans la région et dans la conscience de ses habitants, souligner le caractère international que l'abbatiale de Bellelay a eu, et présente toujours, pourrait être une mission d'avenir.

Pour aller plus loin:

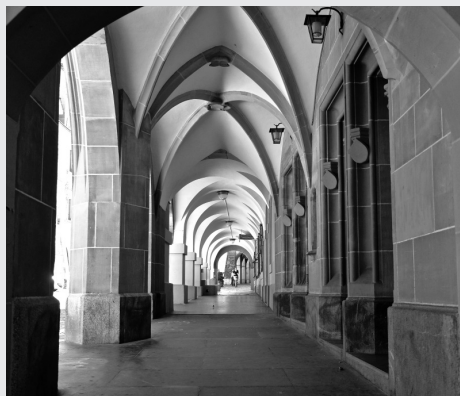
- www.abbatialebellelay.ch
- Catherine Schmutz Nicod: L'ancienne abbaye de Bellelay, en: Guides de monuments suisses 74 (2003).

Lara Kneubühler est étudiante en théologie à Berne, niveau Master.

Himmel, Erde, West und Ost – Die Antoniterkirche in der Berner Altstadt

Nadja Heimlicher

Beinahe unbemerkt reiht sich die Kirche in die Laubenfront der Berner Postgasse ein. Nur die beiden spitzförmigen Bogen und das Kreuzgewölbe heben sie von den anderen Gebäuden ab. Das sandsteinerne Wappen an der Decke des Laubjochs zeigt ein grosses T – eine stilisierte Krücke. Sie erinnert an die Antoniter, die Gründer dieser Kirche. Die Mauernische, in der vor vielen Jahren eine Statue des heiligen Antonios stand, ist heute leer. Doch die Türen sind geöffnet. Frauen, Männer und Kinder füllen den hohen, schlichten und überraschend grossen Kirchenraum. Während man sich an diesem Sonntagmorgen zum Gottesdienst sammelt, dringt aus dem Untergeschoss bereits Gesang. Hohe und tiefe Stimmen, harmonisch verwoben, schwellen an, ebbend ab; in der orthodoxen Liturgie unter dem Sternengewölbe der Krypta vereinen sich Himmel und Erde.



Laube in der Berner Postgasse vor dem Eingang zur Antoniterkirche. (Bild: Nadja Heimlicher)

Aus der Wüste bis nach Bern

Um das Jahr 251 n. Chr. kommt in einem unbedeutenden Dorf in Ägypten ein Junge namens Antonios zur Welt, der dem Christentum eine neue Prägung geben wird. Aus einer reichen Familie stammend, so erzählt es sein Biograf Athanasios, verliert Antonios mit 20 Jahren beide Eltern. Er geht in die Wüste und wird Einsiedler. Als Asket kämpft er gegen Dämonen, die ihn mit Vorliebe als schöne Frauen oder als gehörnte, bekrallte Ungeheuer heimsuchen, was in der Kunst später faszinierend-grauselnde Darstellung findet. Durch Sand, Hitze, Einsamkeit und Gebet geläutert, wird Antonios nicht nur zum geistlichen Vater und Heiler derer, die zu ihm in die Wüste pilgern, sondern auch zum berühmtesten Begründer des christlichen Mönchtums.

Zu Beginn des 11. Jahrhunderts gelangen die Knochen des Heiligen auf abenteuerliche Weise in einen kleinen Ort in Frankreich, das heutige Saint Antoine l'Abbaye 40 Kilometer westlich von Grenoble. Als ein Kranker, vergiftet durch den Mutterkornpilz, nach der Anrufung Antonios' des Grossen von seinem Leiden geheilt wird, steht der Verehrung des Heiligen nichts mehr im Weg. In der Hoffnung auf Genesung pilgern immer mehr Menschen nach Saint Antoine, und bald formiert sich um die verehrten Reliquien die Bruderschaft der Antoniter, die sich der Bedürftigen annimmt.

Ab dem Ende des 13. Jahrhunderts lassen sich die Antoniter auch in Bern nieder. Sie pflegten Kranke und beherbergen Pilger. Nachdem sie fast 150 Jahre in bestehenden Häusern gewirkt haben, können sie 1444 in der heutigen Postgasse eine kleine Kapelle und ein Ordenshaus errichten. Ab 1494 entsteht an derselben Stelle in nert kurzer Zeit die heutige Kirche – eine Spitalkirche, in der die Kranken im offenen Kirchenschiff von ihren Betten aus die Messe mitverfolgen können. Der Maler, Dichter und spätere Reformator Niklaus Manuel malt vier Tafeln für den Hochaltar – eindruckliche Szenen aus dem Leben des heiligen Antonios, die heute im Berner Kunstmuseum ausgestellt sind.

Geschichte der Verwandlungen

1528 setzt die Reformation dem Wirken der Antoniter ein jähes Ende. Die Berner Regierung hebt den Orden auf, verweist die Brüder des Landes, der Kirchenschmuck wird herausgerissen und verbrannt; nur die Altartafeln werden gerettet und geraten in Familienbesitz. Als die Kirche wenig später in ein Kornhaus umgewandelt wird, beginnt für den Bau eine Geschichte der Wandlungen: Aus dem Kornhaus wird eine Sattlerwerkstätte, dann eine Postwagenremise, ein Antiquitätensaal, ein Pferdestall, eine Heubühne und schliesslich sogar ein Löschermagazin. All diese Verwandlungen hinterlassen Spuren: Die Fresken aus der Gründungszeit werden beschädigt oder zerstört, Überflüssiges wird entfernt, und nach Bedarf werden in den hohen Raum Zwischenböden eingezogen. Erst als die Münstergemeinde die Antoniterkirche 1939/40 zu ihrem Kirchengemeindehaus macht, wird der vorreformatorische Zustand des Gebäudes so weit wie möglich wiederhergestellt. Der Berner Maler Fritz Pauli versieht die Wände mit neuen Fresken.



Ikonen in der russisch-orthodoxen Kirche in der Krypta. (Bild: Nadja Heimlicher)

Kirchliche Heimat und Ort zum Entdecken

Die Gastfreundschaft, die den Antonitern zur Gründungszeit eigen war, gewinnt für die Kirche an der Postgasse im 20. Jahrhundert aufs Neue an Bedeutung. 1944 wird die ehemalige Sakristei, die sogenannte Krypta, als russisch-orthodoxe Kirche der Dreifaltigkeit geweiht. Nach dem 2. Weltkrieg wächst die lutherische Gemeinde in Bern stark an, man ist auf der Suche nach einem eigenen Kirchenraum. Dieser Wunsch geht für die deutschen und skandinavischen Lutheranerinnen und Lutheraner in Erfüllung, als die Münstergemeinde ihnen die Antoniterkirche im Jahr 1956 übergibt.

Heute wird hier mehrmals wöchentlich Gottesdienst gefeiert – auf Deutsch, Schwedisch, Norwegisch, Finnisch, Russisch oder Ungarisch. Die Antoniterkirche ist für orthodoxe und lutherische Christinnen und Christen zur kirchlichen Heimat in der Berner Altstadt geworden und bleibt für Bernerinnen und Berner ein Ort, den zu entdecken sich lohnt.

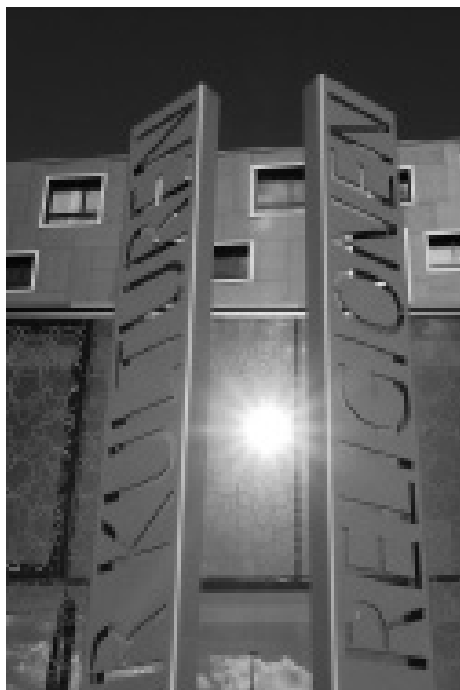
Zur Vertiefung:

- www.luther-bern.ch
- www.russischekirchebern.ch
- Peter Gemeinhardt: Antonius. Der erste Mönch, München 2013.
- Paul Hofer/Luc Mojon: Die Kirchen der Stadt Bern, Basel 1969, 2–45.

Nadja Heimlicher ist Doktorandin am Institut für Historische Theologie und Pfarrerin in Biglen.

Haus der Religionen: Das Mit- und Nebeneinander gestalten

Anna-Konstanze Schröder



Der Eingangsbereich zum Haus der Religionen am Europaplatz. (Bild: Stefan Maurer)

Das Haus der Religionen liegt abseits der üblichen Touristenrouten Berns am Europaplatz zwischen der Kernstadt und dem multikulturellen Berner Westen. Es fällt zunächst die dekorative Glasfassade auf. Zum Eintreten laden nicht nur die Kulturräume einzelner Religionen ein. Im Dialogbereich organisiert das Haus der Religionen vielfältige Veranstaltungen wie Tagungen, Dialogveranstaltungen, Tage der offenen Tür und regelmässige Aktivitäten. So ist das Haus der Religionen mehr als ein öffentliches Gebäude für bestimmte Religionsgemeinschaften. Es schafft auch im übertragenen Sinn den Raum für Begegnungen von Menschen verschiedener Religionen und Kulturen unter einem Dach.

Anfänge

Bis zur Eröffnung des Gebäudes im Dezember 2014 mussten allerdings viele Engagierte und Unterstützer zusammenkommen. Ein Stadtentwicklungskonzept und die Einrichtung einer Stelle für Friedensarbeit durch die Herrnhuter Brüdergemeine gaben schliesslich den Anstoss, eine Projektgruppe aus dem Berner Runden Tisch der Religionen zu bilden. Auf die Gründung des Vereins «Haus der Religio-

nen – Dialog der Kulturen» 2002 folgten konkrete Verhandlungen und auch erste Erprobungen eines gemeinsam genutzten Raumes. Der Verein organisierte zugleich die Gelder für den Bau des vom Haus der Religionen genutzten Gebäudeteils gemeinsam mit der 2006 gegründeten Stiftung «Europaplatz – Haus der Religionen». Beim Spatenstich im Juni 2012 war das Konzept für die Betreibung und Nutzung der Räume bereits entwickelt.

Kulträume und Dialogbereich

Besuchern eröffnet sich zunächst der Dialogbereich hinter der Pförtnerloge mit dem tamilisch-ayurvedischen Restaurant im Erdgeschoss. Eine mit Holz verkleidete Treppe führt in die obere Etage, wo sich ein Konferenzraum und Büros befinden. In beiden Etagen können jeweils Bereiche für Vorträge abgetrennt werden. Die Wände sind weiss und licht gehalten und zum Teil mit Holz verkleidet. Im Dialogbereich finden die Veranstaltungen der interreligiösen und interkulturellen Begegnungen statt, die vom Verein verantwortet werden.

Die Kulturräume der Religionen haben jeweils einen Zugang über den Dialogbereich und auch einen eigenen Eingang. Für die Innenausstattung der Räume kommen die jeweiligen Religionsgemeinschaften selbst auf. Im Erdgeschoss befindet sich im Südosten die Moschee, im Nordosten der Meditationsraum der buddhistischen Gemeinschaft und im Westen der hinduistische Tempel. Im Obergeschoss ist im Osten die christliche Kirche und im Westen die alevitische Dergâh. Ausserdem befinden sich im Obergeschoss drei Vitrinen mit Kultobjekten der Baha'i, Sikh und Juden, die das Haus der Religionen mittragen, aber keinen Kultraum im Haus der Religionen benötigen. Bei öffentlichen Veranstaltungen sowie auf Anfrage sind Führungen durch die Räume der Religionsgemeinschaften möglich, die vom Verein verantwortet und auf der Webseite veröffentlicht werden. Für den laufenden Betrieb im Dialogbereich wirbt der Verein weiterhin Spenden ein und lädt zum ehrenamtlichen Engagement ein.

Neben- und Miteinander

Mit seinem sowohl multireligiösen als auch interreligiösen Konzept unterscheidet sich das Berner Haus der Religionen von den meisten anderen Gebäuden, in denen mehrere Religionen praktiziert werden. Der Kunsthistoriker Johannes Stückelberger beschreibt diesen Ty-

pus als «Neben- und Miteinander», in Unterscheidung von anderen interreligiös genutzten Orten. Weder wurde hier ein vormalig christlicher Raum auch für andere Religionen geöffnet (Typus «Füreinander»), noch bestimmen wechselnde Nutzer mit ihren Ritualobjekten den jeweiligen Charakter des sonst neutralen oder multireligiösen Raumes (Typus «Miteinander»). Vielmehr haben die Verantwortlichen in Bern sich auf langwierige gegenseitige Aushandlungsprozesse für die Gestaltung des interreligiösen Miteinanders eingelassen und zugleich Freiraum für ein religionsplurales Nebeneinander geschaffen.

Von der Schweiz nach Sri Lanka

Dies strahlt innerhalb der Schweiz und weit über die Landesgrenzen hinaus: Die Presse berichtet nicht nur in der Schweiz, in Österreich und Deutschland darüber, sondern auch in Italien, England, der Türkei und Sri Lanka. Das Team vom Haus der Religionen wird zu Tagungen im In- und Ausland geladen und berät andere Projekte. Und auch aus dem Haus der Religionen selbst erwächst Neues: So entstand dort im Laufe der Zeit aus Distanziertheit eine Freundschaft zwischen dem hinduistischen Priester und dem Präsidenten des buddhistischen Vereins, die jeweils den Konfliktparteien auf Sri Lanka angehören. Beide haben nun gemeinsam mit Vertretern von Christentum und Islam einen gemeinsamen Verein auf Sri Lanka gegründet mit dem Ziel, auch dort ein Haus der Religionen nach dem Modell von Bern zu gründen und so eine friedliche Begegnung von Menschen verschiedener Religionen zu fördern.

Zur Vertiefung:

- www.haus-der-religionen.ch
- Haus der Religionen (Hg.): Gegenwärtig, noch nicht fertig. Haus der Religionen – Dialog der Kulturen, Bern 2012.

Dr. Anna-Konstanze Schröder ist Postdoktorandin in der Arbeitsgruppe Empirische Religionsforschung.

Blinde Kuh – mehr als ein Restaurant

Christoph Sigrist

Wer in Zürich Halt macht und sich für Kirchenräume und ihre Umnutzungen interessiert, muss in der Kirche an der Mühlebachstrasse einkehren. Einkehren? Richtig, denn seit 1999 ist im ehemaligen Kirchenraum der methodistischen Kirche in Zürich, die auch Inselhof-Kapelle genannt wird, ein besonderes Restaurant eingebaucht.

Wenn Blinde sehen

Nomen est omen: Die «Blinde Kuh» bietet 70 Gästen Platz. Im völlig abgedunkelten Raum werden sie von 30 blinden oder sehbehinderten Mitarbeitenden kulinarisch verwöhnt. Dabei machen sie im Alltag des Miteinander-Essens eine Erfahrung besonderer Art: Blinde sehen und Sehende sind blind. Dieses sozial-diakonische Projekt geht auf die Initiative des seit früher Kindheit erblindeten Pfarrers Jürg Spielmann und des sehbehinderten Psychologen Stephan Zappa zurück. Das Restaurant ist meist ausgebucht. Firmenessen, Konfirmandenausflüge wie Kirchenleitungs-Retraiten finden in der «Blinden Kuh» ihren Höhepunkt. Der Kirchenraum ermöglicht durch das Projekt einen einmaligen Perspektivenwechsel, der von Jürg Spielmann so beschrieben wird: «Für mich war von allem Anfang an wichtig, dass das Projekt ein sozial-diakonisches Projekt ist. Menschen mit einem objektiven Nachteil, nämlich ihrer Blindheit, lernen, einen kreativen Umgang mit ihrer Begrenztheit zu gewinnen. Sie erleben Zustände, wo sie über ihre Grenzen hinausgehen können und an sich Veränderungen entdecken. Solche Grenzüberschreitungen und Veränderungen sind nun nicht das Vorrecht der Blinden, sondern gehören zum Menschlichen überhaupt. Die «Blinde Kuh» ermöglicht grenzüberschreitende Begegnungen von Sehenden und Blinden, in denen beide sich und den anderen neu und anders sehen und kennen lernen. Diese Erfahrungen sind für mich impliziter Ausdruck des Evangeliums.»

Blindes Vertrauen in sozial-diakonische Umnutzung von Kirchenräumen

Religionshistorisch bedeutsam war vor 20 Jahren die Not der methodistischen Gemeinde, dass immer weniger Mitglieder den Gottesdienst am Sonntagmorgen besuchten. Die Kirchgemeinde suchte eine neue Nutzung des Kirchenraumes. Insbesondere eine durch die diakonisch ausgerichtete Theologie ihres

Gründers John Wesley geprägte sozial-diakonische Nutzung lag den Verantwortlichen am Herzen. Hauptgegenstand der kontrovers geführten Debatte war die Frage, ob zukünftig Alkohol verkauft werden darf oder nicht. Jürg Spielmann konnte die Gemeinde mit einem überraschend einsichtigen theologischen Argument für die kommerzielle Nutzung überzeugen: «Für mich lag dadurch, dass es ein Kirchenraum war, ein Segen auf dem Projekt. Nichts gegen Metzgereien. In Metzgereien werden Würste verkauft, in Kirchen breitet sich Segen aus. Der Raum artikuliert die implizite Dimension der Begegnung von Menschen über ihre Grenzen hinaus, für mich als implizite Dimension des Evangeliums verstanden, für viele Menschen nicht so oder anders genannt.»

Wird das Restaurant in den Segensraum Kirche konstruiert, gewinnt die «Blinde Kuh» als professionelles und kommerzielles Unternehmen an theologischer Bedeutung: Die «Blinde Kuh» zeigt sich erstens als Gasträum, in dem sich Gäste und Gastgeber gegenseitig in einer Willkommens-Kultur begegnen. Diese Begegnung zeichnet sich durch den egalitären Charakter aus, der sich nach den Bedingungen der «Blinden» ausrichtet und grundlegend auf konviale Solidarität angewiesen ist. Zweitens wird der umgenutzte Kirchenraum als Schutzraum erfahren, weil Sehende blind den Blinden vertrauen müssen. Die im Alltag Vulnerablen verhelfen mit ihrer Resilienz den in der Dunkelheit Vulnerablen, sich zu orientieren. Schliesslich wird der Kirchenraum zum Zwischenraum, indem sich spielerisch in der Umkehrung von «Blinden» und «Sehenden» überraschende Dimensionen von Existenz und Sinnhaftigkeit öffnen. Diese heilenden und heilsamen Erfahrungen tragen in sich das Potenzial von Sakralität und Transformation: Die sehend Blinden gewinnen ein neues «Sehen».

Neue Sichtweisen

Der Besuch der «Blinden Kuh» lohnt sich nicht nur in kulinarischer und erfahrungsbezogener Hinsicht. Das sozial-diakonische Projekt hat auch für den theologischen und praktischen Diskurs innerhalb von Kirchgemeinden und unter den Verantwortlichen in Kirchenleitungen eine nicht zu unterschätzende Wirkung. Die Gründung von weiteren «Blinden Kühen» in Köln, Berlin, Paris, Basel, Hamburg und Moskau sowie die aktuelle Ausdehnung

über den europäischen Horizont hinaus lässt die Tragweite erahnen. Durch die dramatische Nutzungsverschiebung der Besuchenden von Kirchenräumen in Städten und auch in Dörfern weg vom gottesdienstlichen Besuch am Sonntag hin zu individueller oder kollektiver Nutzung während Werk- oder Ferientagen werden neue Sichtweisen auf eine diakonische Umnutzung von Kirchenräumen freigelegt. Diese in die reformierte Tradition eingeschriebene Nutzungsform wird aktuell durch die



Das Restaurant Blinde Kuh in der ehemaligen methodistischen Kirche in Zürich. (Bild: © blindekuh. mehr als ein restaurant)

Flüchtlingsproblematik drängend und hat in der Rosenbergkirche in Winterthur ihr Exponat: Während zweier Jahre finden im Kirchenraum 70 Asylsuchende Wohnraum. Das Projekt wird von der Stadt in Zusammenarbeit mit der Kirchgemeinde durchgeführt.

Zur Vertiefung:

- www.blindekuh.ch
- Christoph Sigrist: KirchenDiakonieRaum. Untersuchungen zu einer diakonischen Nutzung von Kirchenräumen, Zürich 2014, 417–426.

Dr. Christoph Sigrist ist Pfarrer am Grossmünster in Zürich und Privatdozent für Diakoniewissenschaft am Institut für Systematische Theologie.

Eine bewegende Feder als Wallfahrtsziel?

Dominik von Allmen

Auf der Strecke von Schnottwil nach Büren a.A. blitzt einen bei Sonnenschein von einer Anhöhe etwas abseits der Strasse ein Chromstahlgebilde an. Von nahem betrachtet, entpuppt es sich als Skulptur – aber weshalb steht sie hier? Nur eine kleinere Infotafel beschreibt die Zeit, die der Anhöhe wohl den Namen verlieh, den sie bis heute trägt: Chilchmatt.

Vom Tod ins Leben gerufen

Bischof Otto von Sonnenberg, dessen Konstanzer Bistum sich von Ulm bis Büren erstreckte, berichtete 1486 in einem Brief an den damaligen Papst: «[...] dass sich in der Pfarrkirche in der Stadt Büren [...] ein Bild der heiligen Jungfrau befindet, zu welchem die Christgläubigen beiderlei Geschlechts und besonders die Ungebildeten unter dem Scheine der Frömmigkeit die Frühgeburten und die verstorbenen Kinder [...] sowohl aus der Konstanzer Diözese als auch aus den umliegenden Bistümern, in grosser Zahl bringen. Sie glauben, diese Kinder und Frühgeburten [...] würden dort auf wunderbare Weise vom Tode zum Leben erweckt [...]»

In den 1990er Jahren stellte der Archäologische Dienst des Kantons Bern auf der Chilchmatt Grabungen an. In der Schicht der Zeit, in der Bischof Otto von Sonnenberg schrieb, fanden sich Reste einer grossen Kirche auf einem aufgeschütteten Plateau. Sie war das Ziel der Wallfahrt; hier ereigneten sich die wundersamen Wiederbelebungen. Im Umfeld verteilt fand man die Skelettreste von etwa 250 Totgeburten. Bischof Otto spricht sogar von 2000 toten Säuglingen, die zur Zeit der Abfassung seines Briefes nach Büren gebracht worden seien. Auch die Archäologen vermuten, dass ursprünglich mehr Gräber bestanden, als heute nachweisbar sind. War es mit dem Wunder also nicht weit her? Die Gräber wollen das Gegenteil sagen. Die Ausrichtung und auch die Körperhaltung der Kinder weisen deutlich darauf hin, dass sie als Getaufte begraben wurden. Für die Taufe müssen sie aber lebendig gewesen sein – wie ging das? Und in welchem Verhältnis stünde eine solche «wunderbare» Wiedererweckung zur Tatsache, dass die Kinder nach der Taufe vor Ort begraben wurden, ihr Leben als Auferweckte also von kurzer Dauer war? Die einzige einleuchtende Antwort: Das «irdische» Weiterleben der Kinder war gar nicht das Ziel. Vielmehr sollte die Seele des Kindes davor bewahrt werden, ewig im Nicht-Ort zwischen Himmel und Hölle gefangen zu bleiben. Denn das wäre auch für die Lebenden gefährlich gewesen: Das Kind, unfähig, zur

Ruhe zu kommen, hätte sie heimsuchen können. So war die Taufe des Kindes für seine Eltern sowohl ein Dienst am Wohlergehen des Kindes als auch ein Ritual, das sie selbst vor Schuldzuweisungen durch ihr soziales Umfeld schützte. Büren war bei weitem nicht die einzige Stätte, die Massnahmen zur Rettung der Seele von ungetauft verstorbenen Säuglingen anbot. In ganz Europa gab es damals solche Orte; Saint-Maurice de Laques, Notre-Dame de Bonsecours-les-Nancy, Ursberg – die Liste liesse sich fast beliebig verlängern.



Die einzige sichtbare Spur der Wallfahrtsstätte auf der Chilchmatt in Oberbüren: «Die Feder» – ein Denkmal, gestaltet von Toni Weber und Gunter Frentzel (2003). (Bild: Christina Mäder-von Allmen)

Aberglaube?

Bischof Otto hielt diese Vorgänge für «Aberglauben». Er kannte das Geheimnis der erstaunlichen Erfolgsquote bei den Wiederbelebungen: «[...] Frauen erwärmen die toten Kinder zwischen glühenden Kohlen [...]. Dem warm gewordenen toten Kinde oder der Frühgeburt wird eine ganz leichte Feder über die Lippen gelegt und wenn die Feder zufällig durch die Luft oder die Wärme der Kohlen von den Lippen weg bewegt wird, so erklären die Weiber, die Kinder und Frühgeburten atmeten und lebten und sofort lassen sie dieselben taufen unter Glockengeläute und Lobgesängen.» Die «kirchlichen Strafen», die er gegen die Frauen (!) verhängte, die Kinder in die Kapelle gebracht hatten, fruchteten aber nicht. Das lag mitunter daran, dass auch Dritte am Wall-

fahrtsort interessiert waren. Als Bern um 1495 die Herrschaft über Büren übernahm, förderte es die Wallfahrt weiter. Das zahlte sich aus: 1504 erwirtschaftete der Wallfahrts- und Wiederbelebungsbetrieb 2344 Pfund. Auch der Ort Büren selbst profitierte vom Strom der Pilger. Eine Gnade im Sinne von «gratis» waren Wiederbelebungen, Taufe und Bestattung nicht.

Insofern war es nur konsequent, dass Bern mit der Einführung der Reformation 1528 der Wundertätigkeit in Oberbüren ein Ende setzen wollte. Zumal der reformatorische Glaube die Taufe nicht mehr als notwendig für die Rettung der Seele des Kindes ansah. Das Bedürfnis, auch die toten Kinder zu taufen, war damit nicht aus der Welt geschafft: Es kamen weiterhin Pilgerinnen mit totgeborenen Kindern nach Oberbüren. Die Berner Obrigkeit liess die Kirche daher bis «uff der wurtzen» abreißen. Auch das schloss den Graben zwischen Volksglauben und offizieller Lehre nicht: Noch lange begrub man ungetaufte Kinder vielerorts unter dem Dachvorsprung der Kirchen, damit sie vom herabströmenden Regenwasser getauft würden. Hinter den Wallfahrten nach Oberbüren steckte also ein tieferes Bedürfnis – bei aller Fragwürdigkeit der damit verbundenen Wunderprozedur: das Bedürfnis, dennoch etwas zu tun, selbst wenn alles verloren scheint. Und das Bedürfnis nach einem öffentlichen Raum für den Umgang mit dem Tod, der das Kind im verborgenen Raum von Schwangerschaft und Geburt erteilte. Daran erinnert die Skulptur, die auf der Chilchmatt das Sonnenlicht irritierend-bewegend reflektiert. «Die Feder» heisst sie und fordert heraus: Denkmal!

Zur Vertiefung:

- Susi Ulrich-Bochsler/Daniel Gutscher: Wiedererweckung von Totgeborenen. Ein Schweizer Wallfahrtszentrum im Blick von Archäologie und Anthropologie, in: Jürgen Schlumbohm et al. (Hgg.), *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*, München 1998, 244–269.

Dominik von Allmen ist Master-Absolvent und Assistent am Institut für Systematische Theologie.

Gefängnis des Reformators Jan Hus

Zbynek Kindschi Garsky

«Nomen atque omen quantivis iam est preti [Name, wie Bedeutung, ist schon jeden Preis wert]», besagt eine alte Redewendung (Plautus, Persa, 625), und so kann man fragen, was es wohl bedeute, wenn ein Ort seit dem 10. Jahrhundert «bei den Gott wohlgefälligen Leuten» genannt wird, also «Gotliubon», heute Gottlieben. Diesen Namen belegt schon die zwischen 1134 und 1156 verfasste Chronik des Klosters Petershausen, die das von einer Edelfrau dem hl. Gebhard vermachte «prædium» (Gut) bei «Tegirwilare» (Tägerwilen) und «Gotliubon» erwähnt. Am Anfang der Geschichte von Gottlieben stehen also in der Tat Gott wohlgefällige Leute. Und doch ist der Name heute nicht ganz frei von Ironie, denn in die Geschichte ist Gottlieben vor allem als Gefängnis der Diener Gottes eingegangen.

Bischofsburg

Mit rund 40 Hektaren und 300 Einwohnern eine der kleinsten Gemeinden der Schweiz, ist Gottlieben nur zwei Autostunden von Bern entfernt und liegt etwa 4 km westlich von Konstanz (D)/ Kreuzlingen TG, am Ufer des Seerheins, der den Obersee mit dem Untersee verbindet. Im Hinblick auf die Wasserwege besitzt Gottlieben also von Natur aus eine strategisch günstige Lage. Diese Lage und die Streitigkeiten mit den Bürgern von Konstanz haben den Konstanzer Bischof Eberhard II. von Waldburg wohl dazu geführt, dass er sich im Jahre 1251 entschieden hat, hier eine Wasserburg zu bauen und eine Stadt zu gründen, die für eine kurze Zeit sogar durch eine Brücke mit dem anderen Ufer verbunden war. Gottlieben war also als Konkurrenz zu der abtrünnigen Stadt Konstanz geplant. Doch nachdem Bischof Eberhard II. den Streit mit den Konstanzer Bürgern gewonnen hatte, ist sein Interesse an Gottlieben verloren gegangen, und er liess die Brücke über den Seerhein abreißen. Gottlieben wurde also nie zu einer Stadt, die Burg ist aber für mehr als 500 Jahre eine Residenz der Konstanzer Bischöfe geworden.

Gefängnis

Bekannt wurde das Schloss Gottlieben allerdings vor allem als bischöfliches Gefängnis. Das bezeugt bereits eine der ältesten Darstellungen aus der eidgenössischen Chronik des Luzerners Diebold Schilling (1508), wo vier eingekerkerte Kleriker aus dem Gefängnis fliehen. In die europäische Geschichte ist Gottlieben dann dank dem Konstanzer Konzil (1414–1418) eingegangen, zumal hier vom März bis Juni 1415 der böhmische Reformator Jan Hus eingekerkert war,



Schloss Gottlieben. (Bild: © 2016 Adobe Stock/groeche)

bevor er am 6. Juli 1415 in Konstanz als Ketzer verbrannt wurde. Dies beschreibt etwa 1417 der Bericht des Peter von Mladonowitz: Als am Mittwoch vor dem Palmsonntag (24. März 1415) Papst Johannes XXIII. floh, und mit ihm auch die Wachen des Magisters Jan Hus, übergaben sie die Schlüssel von Hus' Gefängnis König Sigismund, der sie an den Bischof von Konstanz weiterreichte. Dieser liess Hus noch in der Nacht auf seine Burg nach Gottlieben bringen, wo er in einem Turm «in Fesseln einhergehend» bis zu seiner Rückführung nach Konstanz eingekerkert war.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass gerade der abgesetzte Papst Johannes XXIII., dessen Flucht aus Konstanz die Verlegung von Hus nach Gottlieben verursachte, dort am 3. Juni 1415 den anderen Johannes ablöste. Ein weiterer prominenter Gefangener war dann 1454 der Chorherr Felix Hemmerli aus Zürich. Dass hier auch Hieronymus von Prag festgehalten wurde († 30. Mai 1416, Konstanz), wie Ulrich von Richental in seiner Chronik erzählt, stimmt dagegen nicht. Die kirchengeschichtliche Bedeutung des Ortes ist also vor allem mit dem Namen seines Prager Universitätskollegen Jan Hus verbunden, der hier fast drei Monate in einem der Türme eingekerkert war. Der im Westturm erhaltene «Hus-Kerker» – ein hölzernes Blockgefängnis – soll daran erinnern (allerdings widerspricht diese Art des Kerkers dem Bericht des Peter von Mladonowitz).

Pilgerort

Jedenfalls ist Gottlieben – ähnlich wie der Konstanzer «Hussenstein» (Husuv kámen) – zum

wichtigen hussitischen Pilgerort geworden, wo des böhmischen Reformators gedacht wird, wie im letzten Jahr zu seinem 600. Todestag, in dem Gottlieben dank 30 Künstlerinnen und Künstlern eine Weile sogar den tschechischen Namen «Bohumilov» (= Gottlieben) trug.

Die Türme mit dem Hus-Gefängnis sind im Grunde auch das Einzige, was aus dem mittelalterlichen Schloss Gottlieben erhalten blieb. Denn das Schloss wurde 1836 bis 1838 von der Familie Bonaparte, die bereits in dem nicht weit entfernten Schloss Arenenberg zuhause war, im grossen Stil umgebaut und erinnert seither an einen venezianischen Palazzo. Heute wird das Schloss von der Tochter der Schweizer Opernsängerin Lisa della Casa bewohnt und ist der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Der Hus-Turm ist aber vom Wanderweg, wo auch eine Informationstafel mit der Geschichte des Schlosses steht, gut zu sehen. Ein Besuch in diesem kleinen «Gott lieben» Ort bei Konstanz, der in die europäische Geschichte eingegangen ist, lohnt sich aber auf jeden Fall – und das nicht nur für Hussiten.

Zur Vertiefung:

- www.gottlieben.ch
- Dominik Gügel: Schloss Gottlieben – Festung, Palast, Kerker, in: Silvia Volkart (Hg.), Rom am Bodensee: Die Zeit des Konstanzer Konzils (Der Thurgau im späten Mittelalter 1), Zürich 2014, 131–134.

Dr. Zbynek Kindschi Garsky ist Assistent am Institut für Bibelwissenschaft (Neues Testament).

Neues aus der Fakultät

Promotionen

Zum Doktor der Theologie wurden im Akademischen Jahr 2015/2016 promoviert:

Dr. Simon Hofstetter: Das Unsichtbare sichtbar machen. Pflegende Angehörige von Betagten als Herausforderung für den diakonischen Auftrag der Kirchen. Referent: PD Dr. Christoph Sigris (Bern), Korreferentin: Prof. Dr. Isabelle Noth (Bern) (Rigorosum am 4. März 2016).

Dr. Ulrich Dällenbach: Schlaf und Schlaflosigkeit im Alten Testament und seinen Nachbarkulturen. Referentin: Prof. Dr. Silvia Schroer (Bern), Korreferent: Prof. Dr. Andreas Wagner (Bern) (Kolloquium am 9. Juni 2016).

Dr. Peter Lauber: Allusiones pro illusionibus. Philostorgii Borisseni Historia ecclesiastica. Text, Übersetzung und Kommentar. Referent: Prof. em. Dr. Martin George (Bern), Korreferent: PD Dr. Gregor Emmenegger (Fribourg) (Kolloquium am 9. Juni 2016).

Habilitationen

Die Universität Bern hat im HS 2015 auf Antrag der Theologischen Fakultät die *Venia legendi* für Religionsphilosophie erteilt an Herrn Privatdozenten Dr. Luca Di Blasi (Berlin): Verwerfungen der Säkularisierung. Studien zur Fortwirkung des Religiösen in der kontinentalen Philosophie des 20. Jahrhunderts. Referentin: Prof. Dr. Magdalene L. Frettlöh (Bern), Korreferentin: Prof. Dr. Anne Reichold (Flensburg).

Masterarbeiten

Die folgenden Masterarbeiten wurden in die Bibliothek der Theologischen Fakultät aufgenommen:

Aline Berger: Anny Peter (1882–1958). Religiös-soziale Pazifistin und Pädagogin. Vorträge zum Beitrag der Frauen am Aufbau der Neuen Welt.

Patrick Brand: Volkskirchlicher Gottesdienst. Kommunikation des Evangeliums in der sich als Volkskirche verstehenden offenen und öffentlichen Kirche.

Matthias Bühlmann: Oscar Cullmann und George Eldon Ladd. Eine ungewöhnliche Verbindung.

Magdalena Daum-Christen: Mission und Diakonie im Leben von Marie-Claire Barth.

Stephan Dreyer: Du sollst nicht stehlen! Calvins Auslegung des Achten Gebots.

Samuel Matthias Gerber: Die reformierte Kirche der Schweiz im Ersten Weltkrieg. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Predigten der reformierten Kirche des Kantons Bern.

Manuela Grossmann: Zeitbewusste Predigerinnen und Prediger gehen fremd. Untersuchungen zu interessengruppenorientierten Predigtkonzepten in der kirchlichen Diaspora.

Linda Susanne Grüter: Diakonische Dimensionen des liturgischen Fürbittgebets.

Rahel Hesse: Ein Graben zwischen Gott und Mensch? Anfragen an die Evangelikale Lehre und ihr Verständnis von Sünde und Vergebung, ausgehend von Bill Brights Traktat «Have You Heard of the Four Spiritual Laws?» mit Einbezug von Augustin und der Reformierten Theologie.

Damian Kessi: ... du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst?! Eine empirisch-quantitative Studie zum Einfluss christlicher Religiosität auf Vorurteile zum Islam in der Schweiz an den Daten des Religionsmonitor.

Johannes Knoblauch: Individuation des Holzscheites?! Analogien der dunklen Nacht von Juan de la Cruz zu Carl Gustav Jungs Individuationsprozess.

Vera Marion Liniger: Das Interesse von Christen am Heiligen Land in Geschichte und Gegenwart. Am Beispiel von Hieronymus' Briefen 46, 58 und 108.

Rebekka Meili: Das Bild des Himmlischen tragen. Christliche Tätowierungen im Kreislauf der postmodernen Kultur.

Erika Moser: «La bienveillance alliée à une énergie peu commune». Leben und Werk des Pfarrers, Schriftstellers, Journalisten und Pädagogen Pierre César (1853–1912) in ethischer Perspektive.

Lukas Ruef: «God has healed me». Heilungserfahrungen in einer pfingstlichen Migrationskirche: Eine Untersuchung der Redeemed Christian Church of God Bern.

Nina Andrea Sonderegger: Pfarrer Albert Däscher (1895–1951). Exponent der neuen liberalen Theologie der Schweiz im 20. Jahrhundert. Eine theologiegeschichtliche Untersuchung seiner Predigtmanuskripte aus dem Zeitraum 1931–1951.

Nicole Stacher: «Wort muss Antwort sein, um Wort sein zu können.» Der Stern der Erlösung, zweiter Teil, zweites Buch, gelesen im Licht von Franz Rosenzweigs Liebesbriefen an Margrit Rosenstock.

Belle Täuber-Lee: Wisdom, Education and the Tiger Mother: Lessons Learned from Ecclesiastes 12:9–14.

Dominik von Allmen: Den Glauben weitergeben in maximal zweihundertzwanzig Lektionen? Untersuchungen und Rekonstruktionen zur Frage nach der Lehr- und Lernbarkeit des Glaubens mit Fokus auf die Berner Kirchliche Unterweisung und Seitenblicken auf Schleiermacher, Barth und Tillich.

Jasmin und Tobias Zehnder: ÄT2006.9: Edition, Übersetzung und Kommentar. Eine Analyse des sahidisch-koptischen Fragments (Klagelieder 1,2–4,6–12) unter Einbezug seines sprachlichen und historischen Kontextes.

Departement für Christkatholische Theologie

Prof. Dr. Andreas Krebs, seit HS 2011 Assistenzprofessor für Systematische Theologie,

nahm nach seiner Habilitation zum 1. November 2015 einen Ruf an das Alt-Katholische Seminar der Universität Bonn an. Dr. Mattijs Ploeger, Dozent für Systematische Theologie und für Liturgiewissenschaft (Utrecht), übernahm die Vertretung. Im HS 2015 nahm Dr. Tamara Grdzeldze einen Lehrauftrag zum Thema «Orthodoxy and Gender: Male and Female Ways of Thinking in the Orthodox Church» wahr. Frau Grdzeldze, Ehrendoktorin der Theologischen Fakultät, ist Botschafterin Georgiens am Heiligen Stuhl. Dr. Andreas Losch (Projekt «Life beyond our planet?») wechselte an das Institut für Systematische Theologie am Departement für Evangelische Theologie.

Am 15. Oktober 2015 promovierte Ass. Stefanos Athanasiou über Dorothee Sölles Christologie und politische Theologie an der Aristoteles-Universität Thessaloniki; es ist die erste Arbeit über sie in griechischer Sprache. Im FS 2016 fanden unter der Leitung von Dr. Athanasiou ein Seminar und eine Studienreise nach Patmos zum Thema Apokalyptik und Eschatologie statt. Zum Panorthodoxen Konzil stand er in der «Sternstunde Religion» in SRF 1 am 19. Juni 2016 Rede und Antwort. Prof. Dr. Angela Berlis hat am 1. Juni 2016 die Chefredaktion der in Bern herausgegebenen «Internationalen Kirchlichen Zeitschrift» übernommen, nachdem Prof. em. Dr. Urs von Arx diese nach 15 Jahren niedergelegt hatte. Es wurden die anglikanische Kirchenhistorikerin und Hauptdozentin Dr. Charlotte Methuen (Glasgow) ab 1. Oktober 2015 und Mattijs Ploeger (Utrecht) ab 1. August 2016 als adjunct researchers assoziiert. Prof. em. Dr. Martien Parmentier erhielt 2015 den wissenschaftlichen Pascalpreis des Altkatholischen Seminars Utrecht für sein ökumenisches Engagement im Weltkirchenrat und seinen langjährigen Einsatz für syrische Christen.

Vom 7. bis 10. September 2015 fand eine Anglikanisch-Alt-katholische Theologische Konferenz unter der Leitung von Prof. Dr. Paul Avis (Exeter) und Angela Berlis (Bern) in Exeter zum Thema «Die Autorität der Kirchen in einem pluralen Europa. Anglikanische, altkatholische, römisch-katholische, lutherische und reformierte Perspektiven» statt. Am 11. Mai 2016 hielt die Musikhistorikerin Petra van Langen (Utrecht) einen Vortrag über «Musik als Mittel der Konfessionalisierung in den Niederlanden (1850 bis 1950)».

Über den Erasmusaustausch und unterstützt durch den Bischöflichen Hilfsfonds studierten im Akademischen Jahr 2015/2016 ein Doktorand aus Mazedonien und eine Bachelor-Studentin aus Bulgarien in Bern. Auf diese Weise werden die langjährigen internationalen Beziehungen zu orthodoxen Fakultäten gepflegt.

Departement für Evangelische Theologie Institut für Judaistik

Im Berichtsjahr tat sich viel im Bereich des Mittelbaus. Drei judaistische Dissertationen wurden eingereicht: Valérie Rhein legte ihre Arbeit «Die Religionspraxis der jüdischen Frau im Spannungsfeld zwischen Halacha und sozialer Konvention» vor, Maria Sokolskaya ihre Dissertation «Philon und die Septuaginta: Der Bezugsrahmen seiner Exegese» und Monika Kneubühler die ihrige zu «Konzeptionen des Bösen bei Philon von Alexandrien». Neu ins judaistische Doktoratsprogramm aufgenommen wurde Vera Dürrschnabel mit dem Thema «Die Sprache des Fluches – aggressive jüdische Magie in der Spätantike» (Betreuung durch Prof. Dr. René Bloch und Prof. Dr. Gideon Bohak, Tel Aviv). Dr. Daniel Barbu, Oberassistent, wurde vom SNF ein Advanced Postdoc Mobility Stipendium mit einem Rückkehrbeitrag zugesprochen: Er wird seine Habilitationsschrift zu den «Toledot Yeshu» während zwölf Monaten an der Cambridge University und danach während vier Monaten wieder im Institut für Judaistik weitertreiben können. Dank einer grosszügigen Schenkung konnte für drei Jahre ein Lehrauftrag für modernes zeitgenössisches Judentum eingerichtet werden, den Dr. Daniel Gerson innehat. René Bloch wurde vom Center for Jewish Studies an der Harvard University zum Harry Starr Fellow in Judaica für das Frühjahrssemester 2017 ernannt. Er wird Teil einer internationalen Forschergruppe sein, die sich dem Themenbereich «Jews and the Classical World» widmen wird. Die Universität Bern hat ihm hierfür ein Sabbatical zugesprochen. Nach zweijährigem Turnus übergab René Bloch auf Ende des Frühjahrssemesters das Dekanat an Prof. Dr. Andreas Wagner (IBW).

Das Institut begrüsst im vergangenen Jahr Gastreferenten aus Israel, der Schweiz, Frankreich und den USA: Im FS 2016 sprachen Dr. Shimon Gesundheit (Jerusalem) zu «Jüdische Bibelauslegung zwischen Midraschexegese und Literarkritik – ein Versuch» (zusammen mit dem IBW organisiert), Prof. Dr. Christophe Nihan und Dr. Anna Angelini (Lausanne) zu «The Septuagint and the Forming of Hellenistic Judaism: Some Perspectives», Prof. Dr. Olivier Munnich (Paris) zu «La Bible d'Alexandrie: réflexions sur le projet français et les entreprises allemande et américaine», Prof. Dr. Robyn Walsh (Miami) zu «The New Testament Beyond the Hellenism/Judaism Divide».

Am 5. November 2015 schlossen sich im Rahmen des alljährlichen Fakultätsausflugs über 50 Fakultätsmitglieder bei wunderbarem Wetter einer Reise zu den jüdischen Spuren in Endingen und Lengnau an (vgl. den Beitrag in diesem Heft).

Institut für Bibelwissenschaft (IBW)

Das Institut für Bibelwissenschaft beteiligt sich am neuen Portal der Altertumswissenschaften in Bern (www.altertum.unibe.ch). Von der Projektgruppe «Anthropologie(n) des Alten Testaments» (Leitung Prof. Dr. Jürgen van Oorschot/Prof. Dr. Andreas Wagner) der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie wurden zwei Tagungen zum Thema «Individualität und Selbstreflexion in den unterschiedlichen Literaturen des Alten Testaments» im Juni 2015 und Juni 2016 an der Leucorea in Wittenberg durchgeführt. Dr. Sara Kipfer organisierte einen Workshop im Rahmen der 61. Rencontre Assyriologique Internationale zum Thema «Text and Image» am 25. Juni 2015 in Bern, die Beiträge werden in der Reihe «Orbis Biblicus et Orientalis» erscheinen.

Vom 19. bis 22. Oktober 2015 organisierten Dr. Zbynek Garsky und Prof. Dr. Rainer Hirsch-Luipold die internationale Tagung «Christus in natura. Quellen, Hermeneutik und Rezeption des griechischen Physiologus» einschliesslich einer Ausstellung zum «Berner Physiologus», der wichtigsten illuminierten Physiologus-Handschrift aus dem 9. Jahrhundert.

Ulrich Dällenbach schloss im Juni 2016 erfolgreich seine Dissertation (Betreuerin Prof. Dr. Silvia Schroer) zum Thema «Schlaf und Schlaflosigkeit im Alten Testament und seinen Nachbarakulturen» ab. Sara Kipfer ging als External Postdoc Researcher von September 2015 bis Februar 2016 an die University of Chicago und anschliessend nach Heidelberg (Early Postdoc. Mobility-Stipendium, SNF). Zum 1. Februar 2016 wechselte Christel Oefele auf die Assistenz zu ihrem Doktorvater Prof. Dr. Moisés Mayordomo nach Basel. Ihre Stelle wurde im FS 2016 von Nara Kim vertreten. PD Dr. Soham al-Suadi verliess die Fakultät zum 30. Juni 2016, um ein Vikariat in Deutschland bei der Nordkirche zu absolvieren. PD Dr. Nils Neumann verabschiedete sich nach vier Semestern (Vertretung Nachfolge Mayordomo) von Bern, um eine Professurvertretung an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal zu übernehmen. Dr. Shimon Gesundheit (HU Jerusalem) hielt am 1. März 2016 auf Einladung der Institute für Bibelwissenschaft und für Judaistik einen Vortrag zum Thema: «Jüdische Bibelauslegung zwischen Midraschexegese und Literarkritik – ein Versuch». Am 2. und 3. Mai 2016 hielt sich Prof. Dr. Troels Engberg Pedersen (Kopenhagen) zu zwei Gastvorträgen an der Fakultät auf.

Die Universität Bern trat, repräsentiert durch Rainer Hirsch-Luipold, im September 2015 dem europäischen Forschungsverband Red Europea Plutarco/Réseau thématique européen Plutarque (Málaga, Complutense Madrid, KU Leuven, Paris X, Coimbra, Florenz, Salerno, Göttingen, Bern) bei.

Institut für Historische Theologie (IHT)

Das IHT führte im vergangenen akademischen Jahr zwei Abende «Historische Theologie im Gespräch» durch. Aktuelle theologische Themen wie die Zuordnung von Kirche und Staat oder das Bekenntnis wurden mit Pfarrerinnen und Pfarrern, kirchlichen Mitarbeitenden und Studierenden mit Blick auf die Geschichte des Christentums und historische Quellen im Gespräch erörtert.

An der Abteilung für Ältere Geschichte des Christentums und der interreligiösen Begegnungen konnten mehrere Stipendien eingeworben werden: Ass. Maria Lissek forscht mit einer Förderung des SNF von August 2016 bis Juli 2017 in Oxford über mittelalterliche Religionsdialoge. Ihre Vertretung wird Frau Dr. Sophie Caflisch aus Zürich übernehmen. Nadja Heimlicher wird in den kommenden zwei Jahren mit einem kirchlichen Stipendium an ihrer Dissertation über Gregor von Nazianz weiterarbeiten können. Das Forscherteam des SNF-Projekts «Akindynos und Palamas im Streit um die göttlichen Energien» hat im August 2015 auf der «XVII. International Conference on Patristic Studies» in Oxford einen Workshop mit Beteiligung griechischer Forscher durchgeführt. Im September 2015 organisierte Prof. Dr. Katharina Heyden als Mitglied der Jungen Akademie eine interdisziplinäre Fachtagung zum Thema «Popularisierung heiliger Texte und ihre normativen Grenzen in Judentum, Christentum und Islam» in Bern. Katharina Heyden war mit Vorträgen an verschiedenen Konferenzen beteiligt, u. a. zu Kreuzzugsgeschichte(n), frühchristlicher Tiersymbolik und dem frühchristlichen Gebet für die Regierung. Ausserdem referierte sie an der Seniorenuniversität und der Kinderuniversität Bern sowie im Berner Münster. Am 1. April 2016 veranstaltete die Abteilung einen Ökumenischen Begegnungsabend mit einem Vortrag des Neutestamentlers Giuseppe Pulcinelli von der Lateran-Universität Rom zum Thema «Maria im Neuen Testament». Katharina Heyden ist neu Koordinatorin der Interreligiösen Studien an der Theologischen Fakultät sowie Verantwortliche für Qualitätsentwicklung und -evaluation (QSE).

An der Abteilung für Neuere Geschichte des Christentums und Konfessionskunde wurde das Forschungsprojekt des SNF mit dem Titel «Täuferum und Pietismus als Herausforderung für Obrigkeit und Kirche in Bern 1700–1720» abgeschlossen. Die Anstellung von Dr. Hanspeter Jecker lief Ende 2014 aus, Philippus Hendriksen verliess die Abteilung Ende Oktober 2015, trat wiederum in ein Pfarramt ein und arbeitet weiter an seiner Dissertation. Einige Resultate des Projekts flossen in den Vortrag «Die Täufer im Stadtstaat Bern zwischen Verfolgung und Duldung» ein, den Prof. Dr. Martin Sall-

mann im Collegium Generale der Universität Bern im HS 2015 hielt. Zur Hoffnung aus der Perspektive christlicher Theologie, zur Geschichte der Reformation in der Schweiz und zur Kirchengeschichte in der Schweiz des 19. Jahrhunderts trug er an interdisziplinären Symposien und Tagungen in Basel, Freiburg (Schweiz) und Tutzingen (Deutschland) vor. Martin Sallmann wurde zum Präsidenten des wissenschaftlichen Beirates der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe von Jeremias Gotthelf (HKG) gewählt.

Im FS 2016 hielt Hanspeter Jecker, Dozent am Theologischen Seminar Bienenberg, Liesetal, im Rahmen der Lehraufträge für Ökumene die Vorlesung mit dem Titel: «Von der blutigen Verfolgung bis zum ökumenischen Miteinander: Ökumene aus täuferisch-mennonitischer Perspektive».

Institut für Systematische Theologie (IST)

Das IST blickt auf ein akademisches Jahr mit zahlreichen personalen Veränderungen zurück: Am 27. Oktober 2015 hielt Dr. Luca Di Blasi seinen Habilitationsvortrag zum Thema «Unschweigen. Über den messianischen Rest im Schriftverstummen». Seine Antrittsvorlesung im Mai 2016 trug den Titel «Der Zwerg, die Puppe und das Monster. Zur Religion der Philosophie in der Gegenwart». Prof. Dr. Torsten Meireis ist zum 1. April 2016 auf die Professur für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Ethik/Wirtschaftsethik an der HU Berlin gewechselt. Er verabschiedete sich mit der Vorlesung «Wozu Ethik? Systematische als praktische Theologie». Im HS 2016 werden PD Dr. Alexander Heit, PD Dr. Luca Di Blasi und Prof. Dr. Frank Mathwig neben Ass. Melanie Werren für ein ansprechendes Ethik-Lehrangebot sorgen. Dr. Stephan Jütte ist zum 1. April 2016 in die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich gewechselt. Dem IST bleibt er weiterhin als Habilitand verbunden. Neuer Dogmatik-Assistent ist Dominik von Allmen. Cristina Betz ist seit August 2016 Promovendin im SNF-Projekt «Tod & Gender» und hat daneben eine 15 %-Assistenz an der Dozentur für Diakoniewissenschaft inne. Prof. Dr. Andreas Krebs bleibt dem IST auch nach seiner Berufung an die Universität Bonn eng verbunden, etwa in der Co-Leitung des Ökumenischen Forschungskolloquiums und in gemeinsamen Buchprojekten.

Am 4. Dezember 2015 beschäftigte sich die Tagungsreihe des interdisziplinären Berner Arbeitskreises Ethics & Care mit der «Frage gerechtfertigter Ungleichheit im Gesundheitswesen». Unter dem Titel «Reformation radikal» veranstaltete die Dozentur für Diakoniewissenschaft am 13. Mai 2016 in der Helferei Zürich eine Tagung, u. a. mit Prof. Dr. Ulrich Duchrow.

Im Rahmen des Strukturierten Doktoratsprogramms fand vom 19. bis 21. Oktober 2015 ein Symposium zum Thema ««Die Zeit, die bleibt» – jetzt!» statt, an dem als auswärtige Referierende Dr. Francesca Brencio, Prof. Dr. Hans Martin Dober, Dr. Elad Lapidot, PD Dr. Hans P. Lichtenberger und Prof. Dr. Christian Strecker teilnahmen. Auf grosses Interesse stiess auch die Disputation mit Prof. Dr. Notger Slenczka über die Frage «Das Alte Testament – ein christliches Dokument?» am 16. Dezember 2016.

Neben der wieder in Kooperation mit den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und dem SEK im FS 2016 veranstalteten Ringvorlesung «Credo! Das Apostolikum in reformierter Perspektive mit ökumenischen Akzenten» erfreute sich der ST-Studenten zur Gottesrede in Theologie und Literatur reger Teilnahme.

Vorübergehend hatte Torsten Meireis die theologische Begleitung des Projekts «Life beyond our planet?» des Center for Space and Habitability (CSH) mit übernommen, in dem Dr. Andreas Losch eine Post-Doc-Stelle innehat. Ein Höhepunkt in dieser Zeit war die von über 300 Zuhörern besuchte Einweihung der «Science & Religion Library» Bern durch den Nobelpreisträger und Präsidenten der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Werner Arber (www.lifebeyonourplanet.unibe.ch).

Institut für Praktische Theologie (IPT)

Abteilung für Seelsorge, Religionspsychologie und Religionspädagogik: Im Juli 2015 hielten Prof. Dr. Isabelle Noth und Dr. Claudia Kohli Reichenbach im Rahmen der «International Association for Practical Theology» in Südafrika einen Vortrag über Spiritual Care. Kurz danach startete das trifakultäre Programm CAS Spiritual Care. Im Juni 2016 fand ein Workshop mit Prof. Dr. Doris Nauer statt, der dank Claudia Kohli und Ass. Emmanuel Schweizer mit MVUB-Geldern finanziert wurde. Die IASC führte im Juni 2016 eine Tagung mit einer Vielzahl international renommierter Referenten durch zum Thema «Spiritual Care and Migration». Mit dem SEK wurde das CAS Religious Care im Migrationskontext entwickelt.

Isabelle Noth wurde vom Senat der Universität Bern zum Mitglied des Forums Universität und Gesellschaft gewählt und vom Schweizerischen Gefängnisseelsorgeverein zum Ehrenmitglied ernannt. Dr. Andreas Kessler wechselt nach achtjähriger Tätigkeit an die PH Bern als Dozent für den Fachbereich ERG und an die Universität Luzern als Studienleiter des «Masters Religionslehre».

Im Rahmen des SNF-Projekts «Tod & Gender» fand am 10. und 11. April 2016 eine gut besuchte Tagung zum Thema «Die (Un)Sicht-

barkeit weiblichen Sterbens» mit Vorträgen auswärtiger und Berner Referenten statt.

Abteilung für Homiletik, Liturgik und Kirchentheorie: Im FS 2016 organisierten das IBW (Ass. Christel Oefe/Prof. Dr. Rainer Hirsch-Luipold) und das IPT (Prof. Dr. David Plüss/Dr. Katrin Kusmierz) ein reichhaltiges Studienprogramm gemeinsam mit der Berner Kantorei und der Münstergemeinde zu Bachs Johannespassion, die im Karfreitagsgottesdienst am 25. März 2016 unter Beteiligung von Studierenden und Lehrenden der Theologischen Fakultät liturgisch aufgeführt wurde. Am 8. März 2016 fand ein öffentlicher Studientag mit einer Reihe von Vorträgen und einem abschliessenden Gastvortrag von Prof. Dr. Meinrad Walter (Freiburg i. Br.) statt. Weitere Informationen zur Abteilung folgen unten zum Kompetenzzentrum Liturgik.

Interdepartementales Kompetenzzentrum Liturgik

Kirchenbau und Kirchenmusik bestimmten die Aktivitäten des Kompetenzzentrums Liturgik im vergangenen Jahr. Am 12. August 2015 fand der «Erste Schweizer Kirchenbautag» in Bern statt. Vertreter und Vertreterinnen von kirchlichen Behörden, kantonalen Denkmalpflegern und Universität diskutierten Probleme und Möglichkeiten von Kirchenumnutzungen. Vom 21. bis 28. Oktober 2015 folgte der «V. Internationale Kirchenmusiktag» mit angeregten Diskussionen, Workshops und eindrucksvollen Konzerten. Anlässlich seiner Abschiedsvorlesung im Februar 2016 wurde Prof. Dr. Andreas Marti mit grossem Dank verabschiedet.

Aus- und Weiterbildung in Seelsorge (AWS)

Die Nachfrage für Kurse der fünf Studiengänge ist nach wie vor sehr gross: 2015 haben sich rund 400 Personen an insgesamt 150 Tagen in Seelsorge und Pastoralpsychologie weitergebildet. Im November 2015 konnten Urkunden für 61 CAS, 2 DAS und 1 MAS übergeben werden. Beliebt sind auch die studiengangübergreifenden Module, die oft interdisziplinär verantwortet werden. Folgende Personen haben die Studienleitung inne: Pfrn. Ulrike Büchs (CPT), Pfr. Frank Stüfen (SSMV), Dr. Karin Tschanz (SYSA), Pfr. Hansueli Minder (AKHS) und Pfr. Dr. Jacques-Antoine von Allmen/Pfrn. Saara Folini (LOS).

Koordinationsstelle für praktikumsbezogene theologische Ausbildung (KOPTA)

Im Praktischen Semester bewähren sich das verlängerte Einführungsseminar und die verstärkte Arbeit an biografischen Fragestellungen. Zudem erhöhen sich die Anmeldezahlen, für 2017 liegen bereits 16 Anmeldungen vor. Die Verlängerung des Lernvikariates führte

dazu, dass im Sommer 2016 während zwei Monaten erstmals zwei Lernvikariatsjahrgänge parallel studieren. Die Ordination findet dann erst im November statt.

Im Rahmen des CAS-Studienganges «AusbildungspfarrerIn» schlossen im zurückliegenden Studienjahr vier Personen die Weiterbildung mit dem Zertifikat ab.

Bibliotheken

Die Bibliotheken der Theologischen Fakultät haben letzten Herbst erfolgreich die elektronische Selbstausleihe eingeführt. In einem weiteren Schritt werden nun im Sommer 2016 alle Medien mit RFID-Etiketten ausgestattet und die Selbstausleihstation durch ein entsprechendes Terminal ersetzt. Durch die RFID-Technologie

wird der Ausleihvorgang ab dem Herbstsemester 2016 nochmals erheblich schneller und bequemer. So müssen Bücher künftig nicht mehr einzeln per Barcode eingesehen, sondern können stapelweise verbucht werden.



Wir suchen Teilnehmerinnen und Teilnehmer
für eine Internet-Befragung im Rahmen des «Xenosophie-Projekts».

Die Ergebnisse
sollen Hinweise geben, wie Religionen das friedliche Zusammenleben zwischen Christen, Juden und Muslimen in der Schweiz fördern können.

Der Fragebogen
ist in acht verschiedenen Sprachen unter diesem Link zu finden:
www.xeno.unibe.ch

Projektverantwortliche: Dr. Anna-Konstanze Schröder

Buchpublikationen 2015/2016

- Bach, Liesel/Berlis, Angela/Thuringer, Siegfried (Hg.): Ignaz von Döllinger zum 125. Todestag. Spurensuche – Schlaglichter auf ein außergewöhnliches Leben, Bonn 2015.
- Barbu, Daniel: Naissance de l'idolâtrie. Image, identité, religion, Liège 2016.
- Berlis, Angela/Pratt, Douglas (ed.): From Encounter to Commitment: Interreligious Experience and Theological Engagement (Internationale Kirchliche Zeitschrift-bios: Bern Interreligious Oecumenical Studies 2), Bern 2015.
- Berlis, Angela/Smit, Peter-Ben (Hg.): Challenging Catholicism – 125 Years Union of Utrecht of Old Catholic Churches: Contexts and Challenges (Internationale Kirchliche Zeitschrift 105/2), Bern 2015.
- Dellsperger, Rudolf: Zwischen Offenbarung und Erfahrung. Gesammelte Aufsätze zur Historischen Theologie (Basler und Berner Studien zur historischen Theologie 77), Zürich 2015.
- Dietrich, Walter (ed.): The Books of Samuel. Stories – History – Reception History (Bibliotheca Ephemeridum Theologicarum Lovaniensium 284), Leuven 2016.
- Frettlöh, Magdalene L./Mathwig, Frank/Zeindler, Matthias (Hg.): «Gottes kräftiger Anspruch»: Die Barmer Theologische Erklärung als reformierter Schlüsseltext, Zürich 2015.
- Heyden, Katharina: Fremdenliebe – Fremdenangst. Zwei akademische Reden zur interreligiösen Begegnung in Spätantike und Gegenwart, Zürich 2016.
- Hofstetter, Simon: Handbuch urbane Diakonie, Bern 2016.
- Huber, Wolfgang/Meireis, Torsten/Reuter, Hans-Richard: Handbuch der Evangelischen Ethik, München 2015.
- Jähnichen, Traugott/Meireis, Torsten/Rehm, Johannes/Reuter, Hans-Richard/Reihs, Sigrid/Wegner, Gerhard: Dritter Weg? (Jahrbuch Sozialer Protestantismus 8), Gütersloh 2015.
- Jütte, Stephan R.: Analogie statt Übersetzung. Eine theologische Selbstreflexion auf den inneren Zusammenhang von Glaubensgrund, Glaubensinhalt und Glaubensweise in Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas (Religion in philosophy and theology 86), Tübingen 2016.
- Keel, Othmar/Schroer, Silvia: Creation. Biblical Theologies in the Context of the Ancient Near East (engl. Übersetzung von: Schöpfung. Biblische Theologien im Kontext altorientalischer Religionen, Freiburg CH/Göttingen, 2. Auflage 2008), Winona Lake 2015.
- Losch, Andreas/Vogelsang, Frank (Hg.): Wissenschaft und die Frage nach Gott. Theologie und Naturwissenschaft im Dialog. Mit einem Geleitwort von Harald Lesch, Bonn 2015.
- Luz, Ulrich: Exegetische Aufsätze (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 357), Tübingen 2016.
- Mathwig, Frank/Meireis, Torsten/Porz, Rouven/Zimmermann, Markus: Macht der Fürsorge? Moral und Macht im Kontext von Medizin und Pflege, Zürich 2015.
- Münch, Christian: In Christo nährisches Russland. Zur Deutung und Bedeutung des jurodstvo im kulturellen und sozialen Kontext des Zarenreiches (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 19), Göttingen 2016.
- Niebuhr, Karl-Wilhelm (Hg.): Sapientia Salomonis (Weisheit Salomos), eingeleitet, übersetzt und mit interpretierenden Essays versehen von Rainer Hirsch-Luipold u.a. (SAPERE XXVII), Tübingen 2015.
- Noth, Isabelle/Affolter, Ueli (Hg.): Schaut hin! Missbrauchsprävention in Seelsorge, Beratung und Kirchen, Zürich 2015.
- Stückelberger, Johannes (Hg.): Kirchenumnutzungen. Der Blick aufs Ganze (Kunst und Kirche 4), o. O. 2015.
- Stückelberger, Johannes: Die reformierte Kirche Enge in Zürich, Bern 2015.
- Troi-Boeck, Nadja/Kessler, Andreas/Noth, Isabelle: Wenn Jugendliche Bibel lesen, Zürich 2015.